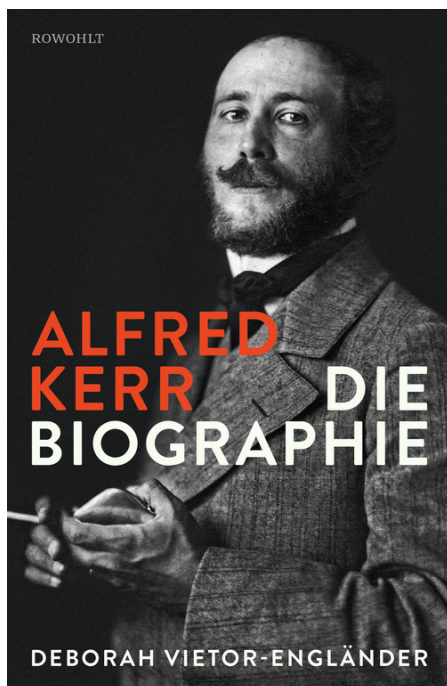


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-498-07066-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Deborah Vietor-Engländer

**Alfred Kerr**

Die Biographie

Rowohlt

1. Auflage Oktober 2016  
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Lektorat Barbara Hoffmeister  
Innentypografie Daniel Sauthoff  
Satz Plantin PostScript (InDesign) bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 498 07066 3



# Inhalt

- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- Inhaltsverzeichnis

## **Teil I Der Junge aus Breslau**

- 1.1. Kapitel
- Akkulturation und Assimilation
- In der Schule
- Ich heiße jetzt: Kerr
- Aufbruch in die Zukunft
- Kerrs 1. Auftritt: Lessing und Tralles
- Berlin
- Das Erlebnis Theater
- Der Einstieg
- Der Weg ins Romantische
- Plötzlich Theaterkritiker
- Fontanes Ritterschlag
- Huttens Erzählungen
- Entdeckungen für die Zukunft

## **Teil II Die Eroberung der Pankestadt**

- Die Berliner Briefe
- Blick in die sozialistische Welt und darüber hinaus
- Hauptsache Theater
- Ich sage, was zu sagen ist
- Der Ahnherr
- Der Weg zu Gerhart Hauptmann
- Freundschaft mit Schnitzler
- Die ersten Fehden
- Der Fall Tappert
- Der Fall Sudermann
- An der Jahrhundertwende
- Der Sprung in den Tag
- Der Davidsbündler

Die Reise nach Paris 1901  
Bei Émile Zola  
Endlich sesshaft  
Verrohung in der Kritik?  
Zeit zu lieben  
Die Sache mit Katia  
Reinhardt wird entdeckt  
Die Welt als Erlebnis: Palästina 1903  
Bekennnis zu Reinhardt  
Der Fall Siegfried Jacobsohn  
Schauspielkunst  
Das neue Drama  
Musil wird entdeckt  
Ein Denkmal für Heinrich Heine  
Im antisemitisch-jüdischen Feld  
Drei Existenzen  
Der Russentriumph in Berlin  
Ibsens Tod  
Lust und Angst  
Ein junger Mann taucht auf  
Ein Brief wie eine Explosion  
Eröffnung des Kampfes  
Die Sache mit der Hose  
Karl Kraus greift ein und an  
Ein Vorschlag als Rückschlag  
Jacobsohn rüstet auf  
Was bedeutet Kerr?  
Böse Gefechte  
Wechselnde Sieger  
Entlassung und Rückkehr  
Herr im Pan  
Der Dichter greift in die Politik  
Wedekinds Stunde  
Wankende Freundschaften. Rathenau, der Parnass und die Gegensätze

Gerhart Hauptmann: gestörte Liebe  
Reinhardt: kritische Distanz  
Die Fehde mit Thomas Mann  
In der engen und der weiten Welt  
Es ist Krieg  
Die Kriegsgedichte  
Das Ende des Pan  
Gemischte Lebensstage  
Gesammelte Schriften  
Inge  
Der 50. Geburtstag  
Liebe, Ehe, früher Tod  
Die Welt im Licht  
Drinne und draußen  
Die Änderung aller Fragen  
Eine Begegnung für die Zukunft

### **Teil III In der Republik**

Das Berliner Tageblatt  
Im Theater der Republik  
Künftige Rivalen  
Der Jude im Staatstheater  
Im Reigen  
Zukunft Julia  
Pläne mit Richard Strauss  
Gesucht und verstoßen  
Ein Sohn kommt zur Welt  
Die Fahrt nach Amerika  
Ein Freund wird ermordet  
Reise nach England  
Das Ende der Plauderbriefe  
Bronnen, Brecht und ein Fest für Hauptmann  
Eine Begegnung mit Folgen  
O Spanien!  
Das wirre Jahr 1923  
Die Schwiegervatergeschichte

Zum dritten Mal Amerika  
Brecht und der Stümperbums  
Kameliendame und Galy Gay  
Das Alte und das Neue  
Die Werte der Zukunft  
Lehrer Lunatscharski  
Abschied vom Expressionismus  
Piscator, der Freund  
Karl Kraus gibt keine Ruhe  
Die Begegnung mit Thomas Mann  
Es sei wie es wolle ... und Caprichos  
Das Denkmal für Heinrich Heine  
Im politischen Kampf  
Gegen Jeßner, gegen Becher  
Der sechzigste Geburtstag 1927  
K gegen K – Ende eines Prozesses  
Nach Algerien  
Fortsetzung: Kraus  
Der größte Feigling  
Piscator, Kerr und Brecht  
Zweimal Hoffnung  
Noch eine Plagiatsaffäre  
Nach Spanien, 1929  
Noch einmal Lessing  
Theaterherbst mit Gegenwart  
Jeßners Fall  
Im Kampf um die Volksbühne  
Eine Art Versöhnung  
Die Krankheit  
Piscators Glück und Ende 1931  
Die Stimme erheben  
Die Stimme im Rundfunk  
Hauptmann wird gefeiert  
Noch einmal Brecht  
Was wird aus Deutschlands Theater?



Die Reise nach Korsika  
Der Chronoplan  
Mein Fall ist nicht mein Fall  
Der linke Kerr  
Faust und das Ende der Republik  
Mephistos Aufstieg  
Die Flucht

**Teil IV Der Sturz ins Nichts**

Prag und die Schweiz  
Die Kündigung  
Getrennte Deutsche  
Zweierlei Ehrungen  
Nach Paris  
Die Ausbürgerung  
Der Fluch  
Noch einmal Theaterkritik  
Der Alltag in Paris 1934  
Der Freund, der anders war  
Versuch mit dem Film  
Hitler: der Überfeind  
Abrechnungen des Dritten Reichs mit Kerr  
Das Ende der Episode Paris  
Nach London  
Schreiben für den Film  
Von der Not in die Verzweiflung  
Der siebzigste Geburtstag  
Melodien  
Holdes Exil  
Wir Juden  
Ich schreie nach Betätigung  
Das Englische Tagebuch  
Michaels Internierung  
Not und Hilferufe  
Probleme mit Julia  
Die Operation

Alfred Kerr und die BBC  
Ein Amt und eine Absage  
Präsident des Exil-PEN  
Vansittart und Black Record  
Der Zwang von außen  
Rudolf Kommers Tod  
Das Experiment mit sich selbst  
Kerr: ein Romantiker  
Die Einbürgerung  
Die Nachkriegssuche nach einem Verlag  
Kerrs Mitarbeit an der Neuen Zeitung  
Julius Weggang  
Der PEN-Kongress  
Fünf Tage Deutschland  
Der 80. Geburtstag  
Das Gefühl für Deutschland  
Der Kampf um die Honorare  
Eine Einladung und eine Frage  
Die Reise nach Deutschland  
Der Anfang vom Sterben  
Im Militärhospital  
Der Abschied  
Dreißig Pfund  
Schlusswort der Autorin  
Danksagung  
Literaturhinweise  
    3.1. Kapitel  
Anmerkungen  
Personenregister  
Bildnachweis  
7. Kapitel

# Teil I Der Junge aus Breslau

## Akkulturation und Assimilation

Emanuel und Helene Kempner waren nach Auskunft der Enkelin Judith Kerr relativ orthodoxe Juden. Trotzdem passten sie sich ihrer Umgebung an. Die Neigung zur Akkulturation der deutsch-jüdischen Familie in die christlich-deutsche Welt konnte man schon an der Geburtsanzeige des Vaters für den Sohn Alfred erkennen. Die ältere Schwester, Anna Rebecca, hatte noch einen zweiten, jüdischen Vornamen. Dagegen hatte der Vater, wie diese Anzeige ausweist, inzwischen seinen eigenen ersten Namen «Meyer» abgelegt. Bei Alfred fehlte der jüdische Vorname ganz.

Gern erinnerte sich Kerr an die Wohnung auf der Schuhbrücke, an die «feine Großmama» Amalie Calé und an die Weihnachtszeit seiner Kindheit.<sup>1</sup> Die jüdischen Kinder durften den Christkindlmarkt Breslaus besuchen. Am 24. Dezember 1899 schrieb Alfred Kerr in einem seiner damals gerühmten «Berliner Briefe»: «Das ist, als ginge man dreimal des Tags in die Komödie – welche Redensart meine verstorbene Großmutter recht gern brauchte. Wenn sich Genüsse häuften, nannte sie das «dreimal am Tag in die Komödie gehen». Gott hab' sie selig. Sie war eine feine zarte Frau, trug weiße Löckchen und sang zur Gitarre. [...] Auch riecht es nach Christbaum in diesem Zimmer. Er steht auf dem Blüthner-Flügel, vorläufig noch ungeputzt. Morgen aber wird er leuchten und funkeln; vor Schweinskeulen aus Marzipan, vor silbernen Kügelein.»<sup>2</sup> Noch der 32-jährige Junggeselle Alfred Kerr stellte sich später in Berlin einen Christbaum auf, schmückte ihn im wehmütigen Gedenken an die Mohnklöße daheim, als wollte er sich in der großen Stadt an die durchaus christlichen Familienfeste seiner Kindheit erinnern. Später versorgte ihn die Schwester mit Mohnklößen, Mohnstriezel und Mohnstrudel, auch wenn die anderen Familienmitglieder sie nicht so gern aßen. Für ihn hatten sie Symbolwert.

Auch in anderen jüdischen Familien wurde das christliche Weihnachtsfest nicht einfach übergangen. So erzählt Willy Cohn in seinen Erinnerungen an das Breslauer Judentum von Weihnachts- und Chanukka-Abenden in seinem jüdischen Elternhaus mit Geschenktischen und einer Tanne, an der freilich keine christlichen Symbole hingen.<sup>3</sup> Für

ihn war es ein deutsches und kein christliches Fest, und so war es wohl bei vielen, nämlich eine säkularisierte häusliche Familienfeier.<sup>4</sup>

Erinnerungen an jüdische Feste im Kempner'schen Hause gibt es bei Kerr nicht. Unterlagen über seine Beschneidung (Brit Millah) und seine Bar-Mitzwa, das jüdische Fest zur Mannesreife mit dreizehn Jahren, waren bisher nicht auffindbar. Seinen beiden Kindern erzählte er allerdings, die Rede zu seiner Bar-Mitzwa hätte Schwester Annchen geschrieben.<sup>5</sup>

Alfred Kerr war sich seiner jüdischen Herkunft und Identität schon früh bewusst. Dass er «von Weinhändlern und Predigern» abstamme, sagte er gerne, «welchen Zwischenberuf diese Enkelschaft meines vermutlichen Ahnherrn, des Königs David, nach fast dreitausendjährig unbequemer Wanderung vom Mittelmeer zu schlesisch-slawischen Bezirken vorübergehend ergriffen hat».<sup>6</sup> Er wusste, dass die ihm unmittelbar voraufgehenden Generationen «urmodern aus der zweitausendjährigen Konservenbüchse geklettert» und sich unter Wilhelm I. und Wilhelm II. ein bisschen wie unverständene Flüchtlinge vorgekommen waren. Schließlich lebte man noch «in einer Gegend, wo keiner ihrer Art ohne die Demütigung einer stempelnden Zwangstaufe zu irgendeinem wesentlichen Amt gelassen wurde, gleichviel wie seine Fähigkeit war».<sup>7</sup> Aber der heranwachsende Alfred Kerr folgte doch der liberalen Ansicht dieser Familienmitglieder. Wir werden dafür genug Bestätigungen in seinem Leben und Schreiben finden.<sup>8</sup> Solche Zeichen der Akkulturation sind nicht mit Assimilation zu verwechseln.

Wenngleich die jüdischen Familien häufig dazu neigten, sich ins Familiäre zurückzuziehen, so war Emanuel Kempner als Inhaber von Weinstuben gezwungen, sich in der Geschäftswelt zu bewegen. Er wird daher ausreichende Erfahrungen mit dem Antisemitismus gemacht haben. In seinem «Lebenslauf» notierte Kerr: «Wenn ein Knote ganz bieder am Versöhnungstag einem Herrn mit Gebetbuch <Verpuchtes (schlesisch für verfluchtes) Judenaas!> nachrief oder wenn ein Major von den <Elfern> vorn auf der Straßenbahn offen erklärte: <Wie viel schwangere Judenweiber man sieht – 's ist zum Kotzen!>: Nicht das war verletzend. Sondern wenn aufgeklärte Freunde, Wohlwollende, schonend

sagten: «Die jüdischen Herrschaften» – das traf. Die ewige Sonderung. Meine Eltern wollten diese Sonderung sicher nicht.»<sup>9</sup>

Die enge Familienbindung bot dem heranwachsenden Alfred Kerr gewiss die Möglichkeit, mit dem alltäglichen Antisemitismus fertig zu werden.<sup>10</sup> Aber vielleicht hängt seine später bekannte Eitelkeit, sein Bedürfnis zu glänzen, seine Fähigkeiten herauszustellen, auch mit einer jüdischen Überkompensation zusammen. Diese war häufig eine Strategie, um mit dem alltäglichen Antisemitismus fertig zu werden. Bei aller Akkulturation war Kerr ein außerordentlich selbstbewusster Jude, der getaufte Juden zeitlebens verachtete und die christliche Taufe nie für sich erwog. Später wandte er sich erbittert gegen jeden «feigen Vertusch-, Verkriech-, Versteckjuden», der seine Herkunft verleugnete.<sup>11</sup>

Alfred Kerr wuchs auf mit der zunehmenden Bedeutung des jüdischen Lebens in Breslau. 1872, als er fünf Jahre alt war, gab es ein gewiss auch für die Familie Kempner besonderes Ereignis. In der Nähe des Schweidnitzer Stadtgrabens wurde die Synagoge «Auf dem Anger» fertiggestellt und eingeweiht. Sie war neben der Berliner Synagoge die größte im inzwischen gegründeten Deutschen Reich, ein stattlicher Bau, der der Mitgliederzahl und Geltung der jüdischen Gemeinde in Breslau entsprach. Diese Gemeinde war eine der ältesten in Deutschland. Schon seit 1203/04<sup>12</sup> hatte sie eine eigene Synagoge, einen eigenen Friedhof.<sup>13</sup> Sie wurde von heftigen Pogromen (1349 und 1360) nicht verschont, hörte 1455 sogar auf zu existieren. Erst nachdem Preußen Schlesien erobert hatte, bestätigte Friedrich II. im Edikt vom 6. Mai 1744 die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Breslau – eine Anerkennung, die es vorher nie gegeben hatte. Breslau war längst auch ein Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit.<sup>14</sup> Die Übernahme des Emanzipationsgesetzes aus dem Norddeutschen Bund als Reichsgesetz brachte 1871 den Juden die lang erhoffte staatsbürgerliche Gleichstellung,<sup>15</sup> die de jure, aber noch nicht de facto, eine wirkliche Aufnahme in die Gesellschaft war. Alfred Kerr, der in diese neue Freiheit hineinwuchs, sollte noch spüren, was das hieß.<sup>16</sup> Damals war die jüdische Gemeinde in Breslau schon die drittgrößte im neuen Deutschen Reich.<sup>17</sup>

Bei den Stadtverordnetenwahlen von 1876 – ein Mann musste ein Mindesteinkommen von 900 Mark haben, um wählen zu dürfen – stell-

ten die Juden «etwa 17 Prozent der Wahlberechtigten, obwohl ihr Bevölkerungsanteil nur 7 Prozent betrug». Juden waren also stark vertreten in der Breslauer Kommunalpolitik<sup>18</sup> und hielten sie während des Kaiserreichs auf einem linksliberalen Kurs.<sup>19</sup>

Diese Jahre des politischen wie des wirtschaftlichen Aufschwungs schufen die Grundlagen für die beginnende technische Entwicklung, doch sie brachten auch eine antijüdische Agitation. 1879 erschien Heinrich von Treitschkes polemische Schrift zur Judenfrage «Unsere Aussichten»,<sup>20</sup> ein Schlüsseltext für die politische Ideengeschichte des Kaiserreichs.<sup>21</sup> Er wandte sich nicht nur gegen die ostjüdische Zuwanderung, Treitschke drückte auch eine große Furcht vor der Anzahl jüdischer Journalisten aus, sprach von der «Schaar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge, deren Kinder und Kindeskinde dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen beherrschen sollen»,<sup>22</sup> und warnte: «Am gefährlichsten aber wirkt das unbillige Übergewicht des Judentums in der Tagespresse – eine verhängnisvolle Folge unserer engherzigen alten Gesetze, die den Israeliten den Zutritt zu den meisten gelehrten Berufen versagten. [...] Was jüdische Journalisten in Schmähungen und Witzeleien gegen das Christentum leisten, ist schlechthin empörend. [...] Täuschen wir uns nicht: die Bewegung ist sehr tief und stark. Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück.»<sup>23</sup>

Treitschke war der Ansicht, dass die «engherzigen alten Gesetze» des Ausschlusses der «Israeliten» von den meisten gelehrten Berufen eine Schwemme jüdischer Journalisten zur Folge hätten. Kerr war damals zwölf Jahre alt. Er wird später genau diesem Problem begegnen mit den von Treitschke vorausgesehenen Folgen.<sup>24</sup> Der Text mit dem Satz «Die Juden sind unser Unglück» (Zitat von Martin Luther<sup>25</sup>) wurde im Januar 1880 zusammen mit zwei anderen Artikeln Treitschkes unter dem Titel *Ein Wort über unser Judentum* veröffentlicht. Bis Ende des Jahres musste das Pamphlet bereits dreimal nachgedruckt werden. Es sprach den Juden den Willen zur Assimilierung ab und griff besonders den

Breslauer Theologen und Historiker für jüdische Geschichte, Heinrich Graetz, an. Hieraus entstand der Berliner Antisemitismusstreit.

Als Gymnasiast hörte Alfred Kerr von den wüsten antijüdischen Prügeleien in der Silvesternacht 1880/81 in Berlin. Sie brachten physisch zum Ausdruck, was die Angriffe Treitschkes, Adolf Stöckers, Paul Lagardes und Eugen Dührings ausgelöst hatten. Die an Bismarck gerichtete Antisemitenpetition wurde 1880/81 im ganzen Reich verbreitet. Darin hieß es, Gefahr sei im Verzuge; man fordere: 1) dass die Einwanderung ausländischer Juden, wenn nicht gänzlich verhindert, so doch wenigstens eingeschränkt werde; 2) dass die Juden von allen obrigkeitlichen (autoritativen) Stellungen ausgeschlossen werden und dass ihre Verwendung im Justizdienst – namentlich als Einzelrichter – eine angemessene Beschränkung erfahre.<sup>26</sup> Das heißt, die verfassungsrechtliche Gleichstellung der Juden in Deutschland sollte aufgehoben werden.

Gerade in Breslau fanden Treitschkes Ansichten zwei erbitterte Gegner, den von ihm angegriffenen Graetz, Lehrer am Jüdisch-Theologischen Seminar, und Manuel Joël, Rabbiner der Jüdischen Gemeinde. Auch in den Weinstuben von Kerrs Vater wurde über die Petition diskutiert. Von den 225 000 Unterschriften stammten offenbar 50 000 aus Schlesien, «davon allein 5000 aus Breslau».<sup>27</sup>

Die Situation in Deutschland wurde durch die Ermordung des Zaren Alexander II. am 13. März 1881 durch Mitglieder der revolutionären Organisation *Narodnaja Wolja* (Volkswille) verschärft. Die Juden wurden dafür verantwortlich gemacht, und das Attentat löste insbesondere in Kiew eine Reihe von Pogromen aus, die ihrerseits eine Auswanderungswelle in Gang setzten.<sup>28</sup> Die Reaktion der in Deutschland ansässigen Juden war zwiespalten. Sie fühlten sich zwar für die jüdischen Flüchtlinge verantwortlich, doch der Zustrom brachte auch sie in Bedrängnis. Anfang 1882 «passierten dreimal wöchentlich zwei- bis dreihundert jüdische Flüchtlinge den Breslauer Bahnhof. Mitte Mai hatte ein Ad-hoc-Ausschuss der jüdischen Gemeinde bereits 50 000 Mark gesammelt, um die russischen Juden während ihres kurzen Aufenthaltes in der Stadt mit Nahrung und Kleidung zu unterstützen.»<sup>29</sup> 1885 deportierte der Breslauer Regierungspräsident an einem Tag (8. Oktober)



über 100 jüdische Einwanderer aus der schlesischen Hauptstadt.<sup>30</sup> All das gehörte zu den Jugenderlebnissen Alfred Kerrs.

## In der Schule

Im Dezember 1873 wurde Alfred Kempner sechs Jahre alt. Vermutlich wurde er zu Ostern 1874 eingeschult, in welche Volksschule, wissen wir nicht. Das jüdische Streben nach Bildung war auffällig; wer konnte, schickte den Filius aufs Gymnasium. So auch Emanuel Kempner. Alfred wurde aufgenommen in das traditionsreiche, 1293 gegründete und berühmte Elisabeth-Gymnasium, genannt Elisabetan. Historisch war es die zweite Stadtschule von Breslau, aber das älteste Gymnasium. Im Jahr 1866 wurden dort 764 Schüler gezählt, 1873/74 waren es 649.

Zu Beginn des Kaiserreichs waren 7 Prozent der Breslauer Bevölkerung jüdisch, aber 21 Prozent aller höheren Schüler und 28 Prozent der Gymnasiasten. In den 1880er Jahren stellten jüdische Schüler 43 Prozent der Schülerschaft.<sup>31</sup> Sie hatten den jüdischen Religionsunterricht zu besuchen und sich im Abitur in diesem Fach prüfen zu lassen.<sup>32</sup>

«Auf dem Elisabetan, dann mit Verbindungsbrüdern auf der Universität, gab es nichts von Sonderung. [...] Doch ich selber habe die Herkunft von diesem Fabelvolk immer als etwas Beglückendes gefühlt, so gewiss ich von seiner Sprache nichts weiß als die für mich gewaltig schönen, für mein Weltwissen heut zweifelhaften, sechs rauen Riesenworte: «Schma Jisroel, Adonai Elohenu, Adonai echod» (Höre Israel: der Herr, dein Gott, der Herr ist ewig.)»<sup>33</sup> So schrieb Kerr noch 1928 mit sechzig Jahren. Und so sprachen Juden noch zu seinen Lebzeiten ihr letztes Gebet, als sie in die Gaskammer gingen.

In seinem «Lebenslauf» nannte Kerr 1928 als «entscheidenden Lehrer» Dr. Hermann Zimpel, der – 1844 geboren –, achtundvierzig Jahre am Elisabetan unterrichtete, von 1867 bis 1915.<sup>34</sup> Er hatte als Hilfslehrer begonnen, übersetzte Platons Apologie, Kriton, Phaidon,<sup>35</sup> wurde 1893 Professor am Elisabetan. Ihn hat Kerr verehrt,<sup>36</sup> vor allem wegen der «gedrängten Kraft», der «Selbstzucht» und des «kategorischen Imperativs». Als Alfred Kerr längst im Beruf war, hat er noch vor Zimpels Anspruch bestehen wollen: «Er hat von allen lebenden Menschen den stärksten Eindruck auf mich gemacht, das steht fest. Später kam Gerhart Hauptmann, der hat den tiefsten Eindruck gemacht; aber er hat

den stärksten gemacht. Jetzt in Versailles und Paris hab' ich alle Bilder und Statuen von Napoleon Bonaparte gesehen, die zu sehen sind: Keine wirkt so unmittelbar und nachhaltig, wie dieser Mann einst gewirkt hatte. Jugendeindrücke verwischen sich nicht. Das ist das Leben.

O Gott, was mag er sagen, wenn er meine Berliner Briefe liest? Er ist ja der Einzige, vor dem ich Angst habe. Mancher war vielleicht nicht gelungen. Mancher war vielleicht frech. O Gott, was mag er sagen?»<sup>37</sup>

Von seiner Gymnasialzeit erzählte Kerr gern. «In der Schule lernten wir lateinische Verse machen, Anleitung zu deutschen Versen gab es aber nie.»<sup>38</sup> «In meiner Knabenzeit hatten wir vorschriftsmäßig den ›Echtermeyer‹, es war ein dicker Band und enthielt eine ›Auswahl deutscher Gedichte‹.»

Die Berliner Tante schenkte ihm den *Deutschen Balladenschatz*, «herrlich mit ›Originalzeichnungen Düsseldorfer Künstler, in Holz geschnitten von R. Brend'amour‹.»<sup>39</sup> Schon als Gymnasiast beschäftigte er sich mit zeitgenössischer Dramatik und Theatergeschichte. Er besaß Alfred Klaars *Geschichte des modernen Dramas*, die 1883 als 9. Band der Reihe *Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete* erschienen war und theatergeschichtliche Entwicklungen von Shakespeare bis Ibsen umfasste. Wo Björnson als «größerer Rivale von Ibsen» bezeichnet worden war, notierte der Gymnasiast sein: «Hi hi.»<sup>40</sup> Die dramatische Dichtung hat Kerr früh gepackt. «Ich war Fiesco die ganze Tertia hindurch; wie man zuvor Indianer gewesen.»<sup>41</sup> Da das Wohnhaus der Eltern dem Breslauer Stadttheater gegenüberlag, nahm er auch beobachtend teil an dem gesellschaftlichen Leben, das sich mit den Premieren verband. Früh war er von allem Dramatisch-Theatralischen fasziniert. Wippchens, also Julius Stettenheims leichtfüßiger Witz entzückte ihn. Er erwähnt ihn immer wieder, meinte, Wippchen hätte bei Thukydides gelernt, als der in der Unterprima drankam. Tiefer beeindruckt wurde er von zwei Büchern: von Spielhagens sozialem Roman *Was will das werden?*, den er mit sechzehn las, und Bebels verbotenem Manifest *Die Frau und der Sozialismus*.<sup>42</sup> Da war er gerade der Schule entronnen.

Während der Zeit auf dem Gymnasium wurde auch der Grundstein für Kerrs Verständnis für Musik und seine anhaltende Lust an musi-

kalischer Betätigung gelegt. Er hatte Klavierunterricht beim Organisten der Kreuzkirche und lernte auch Basszifferung von ihm. Er beteuerte, dass er die Musik des *Don Giovanni* schon als Gymnasiast «getrunken» und keine Vorstellung verpasst. Auch vom *Tannhäuser* war er «bis zum Schulschwänzen erregt.»

Verlangen und Interesse drängten über die Schule hinaus. Kerr entdeckte bald das besondere Erlebnis des Reisens für sich und meinte, die Reiselust sei von der Mutter vererbt. Dem Fünfzehnjährigen erlaubten die relativ konservativen Eltern eine vierwöchige Rheinwanderung. Das war ein ungewöhnlicher Vertrauensbeweis und eine ungewöhnliche Selbständigkeit im Jahre 1882. Einer der Briefe des Jungen an seine Eltern beschreibt seine Ergriffenheit. «Die Tränen waren mir nah, als ich den heiligen Strom zum ersten Mal erblickte.» Er schmunzelte später über das, was er da schrieb, das frühe Zeichen einer romantischen Prägung. Bekannt ist auch eine Reise mit zwei Vettern nach Prag. Kerr erinnerte sich, in der Schule ein «fanatischer Patriot» gewesen zu sein. Die Erziehung war preußisch-kaiserlich, Deutschland seit 1871 jetzt ein Nationalstaat mit stolzer Entwicklung. Kerr berichtet von entsprechenden Schulfeiern. Schüler mussten Ansprachen halten mit politischer Tendenz.

«Die Schulfeiern in Breslau waren grauenhaft. [...] In der Aula des Elisabetans musste der preiszukrönende Sekundaner den Vergleich zwischen Kaiser Wilhelm und Ludwig dem Vierzehnten öffentlich ziehn.

Der fiel, da staunst du gewiss, in jeder Beziehung zugunsten unseres Kaisers Wilhelm aus.

Der alte Kaiser war wirklich ein einfacher Mensch; aber wenn seine Tugend über die Eitelkeit des Franzmannkönigs gar so fett erhoben wurde, so speckzerlassen: da drehte sich nicht nur mancher bessere Schüler, sondern sein Magen um.»<sup>43</sup>

In der Oberprima wurde der neunzehnjährige Alfred Kempner ausgewählt, zur Feier des 89. Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. im Gymnasium zu St. Elisabeth am 22. März 1886 die Festrede zu halten. Thema: «Das Erwachen des deutschen Nationalbewusstseins im vorigen Jahrhundert». Die Rede ist nicht erhalten. Man kann sich die Szene vorstellen. Anscheinend war es nicht unüblich, dass

ein jüdischer Schüler eine offizielle national bestimmte Rede hielt. Der Fall bestätigt nur Kerrs Behauptung, «Sonderung» habe es am Elisabetan nicht gegeben.

## Ich heiße jetzt: Kerr

Schon früh kündigte Alfred Kempner seinen Mitschülern auf dem Elisabetan an, wenn er einmal Schriftsteller würde, wolle er seinen Familiennamen ändern. Der Name Kempner sei für einen Schreibenden wie ihn durch die Dichterin Friederike Kempner bloßgestellt; sie machte Verse und wurde damals durch ihre unfreiwillig komischen Gedichte bekannt. Kerr erzählt von ihrer Verbindung Folgendes:

«Ich machte mir als Fünfzehnjähriger den Spaß, ihr einen komisch-hymnischen Versbrief zu schicken – worüber meine stets gut aufgelegte Mutter sehr gelacht hat. Ich bewahre noch Friederikens (ganz vernünftige) Antwort: «Geehrter Herr! Ihr schönes Schreiben und poetische Zugabe erfreuten mich herzlich; und es interessiert mich sehr, dass Sie die dornenvolle Bahn des Ruhmes wählen wollen. – Glück auf! Freilich, nach Allem, was man dabei leidet, wenn man das Gute und Schöne in der Welt verbreiten will, und trotz aller Philister, die man dabei zu bitterbösen Feinden hat (!) möchte man doch mit keinem Andern tauschen und kein Philister sein wollen. Nochmals Dank und Gruß, und die besten Grüße an Ihre lieben Eltern und Ihre sehr verehrte Frau Großmama, wobei ich ergebenst bemerke, dass es mich recht sehr freuen würde Sie kennenzulernen.

Mit nochmaligem Danke, ergebene Friederike Kempner z. Z. Breslau Hotel zur goldenen Gans, 16 Mai 83»<sup>44</sup>

In der Verkürzung seines Geburtsnamens zu Kerr zeigte der junge Alfred Kempner früh ein Gespür für Einzigartigkeit und Wirkung.

Von seinen Schulfreundschaften hat wohl nur eine gehalten, die zu Hans Trentin, dem Sohn einer katholischen Offiziersfamilie aus Oberschlesien.<sup>45</sup> Beide machten 1886 am Elisabetan ihr Abitur. Trentin wurde 1907 zweiter Bürgermeister von Breslau.<sup>46</sup> Er starb 1926. Am 18. März jenes Jahres schrieb Kerr ihm im *Berliner Tageblatt* den Nachruf.<sup>47</sup> Da war Kerr auf der Höhe seines Lebens. In seinem «Lebenslauf» hat Alfred Kerr gestanden, er sei in der Oberquarta zweimal hintereinander sitzen geblieben, aber später habe er eine Klasse übersprungen.<sup>48</sup> Ein

Vierteljahr vor seinem 19. Geburtstag, am 15. September 1886, erhielt er sein Abiturzeugnis. Was er nach Hause brachte, sah so aus:

«Alfred Kempner, geboren den 25ten Dezember 1867 zu Breslau, mosaischer Religion, Sohn des Kaufmanns Emanuel Kempner zu Breslau, war neuneinhalb Jahre auf dem Elisabetan und zwar zwei Jahre in Prima.

I. Betragen und Fleiß. Sein Betragen war gut, sein Fleiß, wenn auch nicht immer und in allen Gegenständen gleichmäßig angestrengt, so doch genügend und namentlich zuletzt fruchtbar genug, ihm in allen Gegenständen die Reife zu verschaffen.

II. Kenntnisse und Fertigkeiten. [...]

2. Deutsch. Er ist gut begabt, neigt aber etwas zu Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit. Das zeigte sich sowohl im Unterricht, wo seine Leistungen ungleichmäßig waren, als in den schriftlichen Arbeiten, die manchmal die nötige Sorgfalt vermissen ließen. Die Prüfungsarbeit war, wie die häuslichen Arbeiten im Durchschnitt, genügend. – Genügend.

3. Latein. Er zeigte sich tüchtig im Verständnis der Autoren und gewandt in Auslegung derselben; sein ausreichendes grammatisches Wissen verwertete er gut sowohl in den Extemporalien als auch in den Aufsätzen. Dementsprechend waren beide Prüfungsarbeiten gut, ebenso bei der mündlichen Prüfung die Leistung im Cicero, während die im Horaz zu wünschen übrig ließ. – Gut.

4. Griechisch. Er besitzt bei tüchtigen grammatischen Kenntnissen ein eindringendes Verständnis der Schriftsteller; während seine Versetzungsarbeit und seine mündliche Prüfung ein genügendes Ergebnis hatten, war seine schriftliche Prüfungsarbeit gut. – Gut.

5. Französisch. Durch lebhaftes Interesse für das Französische und private Beschäftigung mit demselben hat er sich zumteil recht gute Kenntnisse und eine korrekte Aussprache erworben. Die Versetzungsarbeit war gut, die mündliche Prüfung ergab jedoch wider alles Erwarten ein nicht genügendes Resultat. – Genügend. [...]

Die unterzeichnete Prüfungskommission hat ihm demnach, da er jetzt das Gymnasium verlässt, um in (Breslau) Philologie zu studieren, das Zeugnis der Reife zuerkannt und entlässt ihn mit den besten Wünschen. Breslau, den 15ten September 1886.»

Für Religionslehre ist keine Note eingetragen. Offensichtlich hat Kerr sich in jüdischer Religion nicht prüfen lassen. Man konnte am Elisabethan auch Hebräisch lernen, was Kerr jedoch nicht tat. Das Zeugnis belegt den Entschluss des Gymnasiasten Kerr, trotz «genügend» in Deutsch, dank der «Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit» Philologie zu studieren. Obwohl die Ordinariate jungen jüdischen Wissenschaftlern weiterhin verschlossen waren. Es gab Ziele, aber noch nicht die Chance, sie zu erreichen.



## Aufbruch in die Zukunft

Alfred Kerr hätte nach Abschluss der Schule mindestens ein Jahr Militärdienst leisten müssen.<sup>49</sup> Im neuen Deutschen Reich gab es eine allgemeine Wehrpflicht. Kerr hat nie darüber gesprochen, warum er nicht «gedient»<sup>50</sup> hat. Wir können nur mutmaßen. Anscheinend wurden jüdische Schulabgänger, besonders jüdische Abiturienten, nicht einberufen, wenn es in dem betreffenden Jahrgang genug Rekruten gab. In Preußen hatten «jüdische Einjährige, die schätzungsweise fünf Prozent aller Einjährigen stellten», kaum Chancen, einberufen zu werden.<sup>51</sup> Jungen jüdischen Männern blieb die Offizierslaufbahn in der kaiserlichen Armee sowieso verschlossen.<sup>52</sup> Von schweren Krankheiten oder Behinderungen Kerrs ist nichts bekannt. Seine Körpergröße unterschritt auch nicht das Mindestmaß von 1,624 Metern. 1854 betraf das in Breslau 31 Prozent der Bewerber. Jedenfalls schrieb Kerr, als er sich 1914 bei Kriegsausbruch der Militärbehörde freiwillig meldete: «Landsturm mit Waffe, nicht gedient.» So konnte Kerr sich schon wenige Wochen nach dem Abitur, am 29. Oktober 1886, an der Universität Breslau immatrikulieren.

Im Wintersemester 1886/87 belegte er vier Vorlesungen, im Sommersemester 1887 sieben. Neben Altgermanistik (Mittelhochdeutsch, Deutsche Altertümer, Nibelungenlied, Edda), französischer Grammatik und provenzalischen Übungen besuchte er jeweils eine Vorlesung in Philosophie. In der Vita seiner Dissertation erwähnt er Vorlesungen bei Benno Erdmann, Oskar E. Erdmann, beim Romanisten Adolf Robert Gaspary und bei Eugen Kölbing.

Die wichtigste Person wurde für ihn Karl Gotthelf Jakob Weinhold, der schon 1849 zum Extraordinarius für deutsche Philologie und Literaturgeschichte berufen worden war.<sup>53</sup> So hat Kerr ihn gesehen: «Weinhold war [...] der ehrwürdigste Vertreter seines Fachs. Er war der Ausläufer einer großen Zeit – er hatte noch bei Jakob Grimm gelernt.[...] Dieser Weinhold war ein seltsamer Mann. Man darf nicht etwa an den Professor alten Stils denken, an den Professor aus den «Fliegenden Blättern», mit Vatermördern und altfränkischen Kravattenhalstüchern. [...]

Weinhold sah weit eher wie ein alter Sänger aus, wie ein glattrasirter Barde; man könnte auch sagen: wie ein Theaterdirektor. Das Haar, das graue Haar, hing ihm in länglichen, dünnen Strähnen glattgeschichtet am Hinterkopf. Aber in seiner Gangart, in seinen Bewegungen war nichts Theatermäßiges. Und wer mit ihm sprach, der merkte sofort, dieser Mann ist scheu, er ist weltfern und hat mit seinen fünfundsiebzig Jahren noch einen leisen lyrischen Zug in sich, etwas Zartes, Keusches. Keusch, das ist das rechte Wort. [...] Nach Jahren sah ich ihn dann in Berlin wieder, kurz nach der Berufung. Auf der Germanistenkneipe, wo schon mancher Erlauchte eingekehrt war – Arnold Böcklin hatte da mit uns getrunken, um den Größten zu nennen – auf der Germanistenkneipe wurde Karl Weinhold feierlich begrüßt. Und als er mit schlichten Worten gedankt, sprach er weiter, ohne Pathos und immer in jenem verhaltenen Ton eines Mannes, der nicht aus sich herausgeht – und zuletzt sagte er fast stockend vor innerer Verschämtheit, aber mit kräftiger, vibrierender Stimme: «Es lebe das deutsche Volk.» Es kam aus dem Herzen.»<sup>54</sup>

## Kerrs 1. Auftritt: Lessing und Tralles

Weinhold muss dem jungen Studenten Alfred Kerr ein gutes Bild von den Anfängen der neueren deutschen Literatur, insbesondere von Lessing, vermittelt haben. Im Sommer 1887, also im 2. Semester, war Kerr zu Studien in der Breslauer Stadtbibliothek. In den *Schlesischen Provinzialblättern* stieß er auf Nachrichten aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, die ihn erregten. Er entdeckte eine Kritik, die der damals berühmte Arzt Balthasar Ludewig Tralles gegen Lessings neues, 1779 veröffentlichtes Schauspiel *Nathan der Weise* vorbrachte. Tralles' Schrift war umfangreich, hieß: *Zufällige altdeutsche und christliche Betrachtungen über Herrn Gotth. Ephr. Lessing's neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise*.<sup>55</sup> Tralles zieh Lessing der öffentlichen Lästerung der christlichen Religion und brandmarkte den *Nathan* als Schundwerk; es sei in reimlosen Versen abgefasst, willkürlich sei der Wechsel von zehn- und elfsilbigen Versen, er verderbe die deutsche Sprache.

Der junge Alfred Kerr fand, was er da las, unerhört. Widerspruch und Kritik regte sich. Der Schreiber erwachte. Kerr fragte: Wer ist dieser Tralles? Er sammelte die Daten seiner Lebensgeschichte, beschrieb die «ärztliche Glückslaufbahn», die Tralles zum «gesuchtesten Arzt von ganz Breslau» und darüber hinaus zum Leibarzt gekrönter Häupter gemacht hatte, nannte Nutzen und Verdienste des Hofrats, aber dann rückte er an: «Wenn Tralles – wie aus diesem Abriss seiner Lebensgeschichte hervorgeht – als Arzt unzweifelhaft Nutzen gestiftet hat, so hat er andererseits um so größeren Unfug angerichtet in seiner Eigenschaft als «literarische Persönlichkeit.» Kerr gab Proben von Tralles' Dichtereien. Dann folgerte er: «An seinem Beruf als Dichter zweifelnd», sei Tralles «um so fester durchdrungen von seiner Befähigung zum Kritiker». Selbst die äußere Ausstattung des *Nathan* sei vor diesem Kritiker nicht sicher: «Er drückt sein Missfallen darüber aus, dass ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern gedruckt werde, und steht also in diesem Punkte ganz auf dem Standpunkt des Reichskanzlers.»

Der Student Kerr gab hier erste Proben seiner Ironie und seiner Argumentationskraft: «Herr Lessing – sagt Tralles witzig – Herr Lessing ist

wahrhaftig Gott nicht rechtschaffen hold, ob er schon Gotthold heißet. Im ›Nathan‹ nämlich habe er gethan, was nicht einmal ›ein ehrlicher Jude oder Türke‹ gethan haben würde: die eigene Religion öffentlich verlästert. Balthasar Ludewig Tralles verfällt also in denselben Fehler, in den nach ihm so viele verwandte Geister verfallen sind: er sieht nicht ein, dass Lessing, der im Nathan die Gleichberechtigung der Konfessionen predigt, unmöglich selbst eine dieser Konfessionen zu Gunsten der anderen habe können herabsetzen wollen. Auf diesen Standpunkt, dass Jeder nach seiner Façon selig werden könne, steht im Uebrigen Tralles nicht. Er ist in der glücklichen Lage, die einzig selig machende Religion genau zu kennen.» «Das ist nun aber nicht [...] schlechthin die christliche! Tralles gelangt vielmehr in seiner Engherzigkeit schließlich dazu, die vollste Berechtigung und den höchsten Werth wieder nur einem gewissen Theile der christlichen Religion zuzusprechen, nämlich demjenigen, an dessen Boden ihn selbst der Zufall der Geburt gestellt hat: er erkennt voll und ganz nur den Protestantismus an, dem er selber angehört.» In seiner Polemik ging Kerr hart zur Sache: «Von Allen, die dem Dichter des ›Nathan‹ um seiner letzten großen That willen feindlich entgegentraten, ist Tralles vielleicht Derjenige, der sich am meisten lächerlich gemacht, der aber den Dichter auch am meisten gekränkt hat.»<sup>56</sup> So ging es aus Lessings Briefen hervor, die Kerr hier zitierte, sein Ende war verbittert.

Kerr ging es um die Verteidigung aufklärerischer Positionen, um ein Plädoyer für Lessings Toleranz, um die Verteidigung des *Nathan* als einer hohen, wegweisenden Dichtung. Ohne es selbst schon zu begreifen, schuf er die Basis seines künftigen Denkens. Das Thema berührte seine eigene Herkunft, doch es zeugte auch von der Entfaltung seines Geistes und seiner Haltung zum Leben und seinen dichterischen Spiegelungen. Spürbar wird seine Lust, sich mit anderen, auch hohen Persönlichkeiten, anzulegen und Konflikte auszutragen. Die Streitlust wird eine treibende Kraft seiner Entwicklung.

Es war seine erste große Arbeit. Titel: «B. L. Tralles, ein Breslauer Gegner Lessings». Es war nur scheinbar ein Breslauer Thema: Es war die Zurückweisung einer verleumderischen Position, eine Ehrenrettung für Lessing. Erster Ausdruck eines später oft erneuerten Bekenntnis-

ses. Der junge Schreiber schickte seinen Aufsatz an die *Breslauer Zeitung*. Diese war ein demokratisches Blatt mit stattlicher Zukunft, doch auch ein Blatt mit festen Vorstellungen und Rücksichten auf seine Leserschaft. (Kerr sollte das noch genauer erfahren.) Sie lehnte den Beitrag ab. Der enttäuschte Kerr resignierte nicht. Er wagte das nächst Höhere und schickte den Aufsatz an die (damals parteilose) und sehr angesehene *Tägliche Rundschau* in Berlin. «Redakteur Lange [...] nahm ihn. Mit Aufforderung zu weiterer Mitarbeit. Dies war mein Erstdruck.» In der Freitagsausgabe der *Täglichen Rundschau*, am 2. September 1887, erschien sein Text, über eine Seite lang und gezeichnet mit «Alfred Kerr». Für einen Studenten kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag war das ein bedeutsamer Erfolg. Er brachte seine Meinung in die Öffentlichkeit, und das in Berlin! Die Frische und der lebhaftige Stil Kerrs werden den Redakteur der *Täglichen Rundschau* überzeugt haben, den Aufsatz zu nehmen. Die Veröffentlichung genügte auch, um die Eltern von den Berufswünschen ihres Sohnes zu überzeugen. «Jetzt entschieden sich die Eltern, mich nach Berlin zu lassen. (Sie wünschten einen Sohn als Professor für Geschichte und Literatur.)»

Der Abschied von der Universität Breslau war auch ein Abschied von den «schlesischen Saufbrüdern», bei denen er oft so gut mitgehalten, dass Schwester Annchen sich seiner annehmen musste, wenn er im Garten der Eltern seine Räusche ausschließ.<sup>57</sup> Einer studentischen Verbindung hat der Student Kerr zwar angehört, aber wohl nicht der ersten jüdischen, der Viadrina, die 1886 in Breslau gegründet worden war.<sup>58</sup>

## Berlin

Noch war Kerr nicht zwanzig, als er im Herbst 1887 nach Berlin fuhr, um sich zum Wintersemester 1887/88 an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu immatrikulieren. Sein Fach blieb die Philologie, doch sein Leben wurde ein ganz anderes.

Der junge Mann kam aus dem ruhigen Breslau in eine Eineinhalb-Millionen-Stadt, die dabei war, sich ihre Vergangenheit auszutreiben und für die neue Zukunft einzurichten. Die zweite Welle der Gründerzeit kam in Gang. Berlin war erst seit sechzehn Jahren Reichshauptstadt, überall wurde gebaut, neue Gewerbe entstanden, statt der Pferdebahn fuhr die künftige Stadtbahn: elektrisch; man wühlte sich in die Erde, baute eine Untergrundbahn und neue Wasserwerke. Die Gaslaternen wurden durch das elektrische Licht ersetzt, immer mehr Straßen und Fenster strahlten nachts anders als früher; die von Emil Rathenau 1883 gegründete Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität wurde gerade 1887 in Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (AEG) umbenannt,<sup>59</sup> das Telefon kam in die Häuser, neue Theater wurden gebaut, die Stadt drängte weit über ihre bisherigen Grenzen hinaus, gliederte sich dem Westen an. Diese Wandlungen brachten Tausende neuer Arbeitsplätze für die schnell wachsende Bevölkerung, die nach neuen Wohnungen verlangte. Berlin entwickelte sich in dieser Zeit auch zu einem Zentrum der naturwissenschaftlichen Forschung. Robert Koch, der Entdecker des Tuberkelbazillus (1881) und des Cholera-Erregers (1883), lehrte seit 1885 an der Universität. Rudolf Virchow, ein Gegner Bismarcks und von 1880 bis 1893 Mitglied des Reichstages, war der Inaugurator der mikroskopischen pathologischen Anatomie. Und Paul Ehrlich, der Erfinder von Salvarsan gegen Syphilis, von Kerr später in einem Gedicht gerühmt, begründete an der Berliner Universität die experimentelle Chemotherapie. Ein Institut für Infektionskrankheiten wurde gegründet, um der weitverbreiteten Tuberkulose endlich Einhalt zu gebieten. Bald wird auch der Physiker Max Planck nach Berlin kommen und diesen Zug der Stadt in die Zukunft verstärken.

Auch politisch ist es eine Zeit der Veränderung. Der Kaiser, der erste des Neuen Reiches, ging dem Ende seiner Herrschaft entgegen. Mit

dem Kronprinzen Friedrich verbanden sich neue Hoffnungen, vor allem in der Liberalen Partei. Die jüdische Bevölkerung hatte er schon für sich gewonnen, seit er im Januar 1880 in der Uniform eines preußischen Generalfeldmarschalls an einem Gottesdienst in der Berliner Synagoge teilgenommen hatte, und im November desselben Jahres besuchten Kronprinz und Kronprinzessin noch ein Konzert in der Wiesbadener Synagoge. Die Einführung der Gewerbefreiheit, die Gleichstellung durch die neuen Gesetze hatte hier viele neue Kräfte geweckt und freigesetzt; im Handel wie in den Künsten wurde die neue Stufe der jüdischen Emanzipation am sichtbarsten. Der Bau des Lessing-Theaters, ein Prunkstück der neuen Stadt, wurde dafür fast ein Symbol. Bauherr war Adolph L'Arronge, geboren 1838 als Adolf Aaronsohn.

Schon bald spürte man die Gegenreaktion. Ein neues Spannungsfeld baute sich auf in diesem Übergang in eine neue Zeit. Schon bevor Kerr nach Berlin kam, erschien in Paris 1886 das judenfeindliche Buch *La France juive* (Das verjudete Frankreich) von Édouard Drumont, das allein bis 1912 zweihundert Auflagen erlebte (und 1938–41 in Frankreich neu aufgelegt wurde.)<sup>60</sup> Gleichfalls 1886 veröffentlichte Theodor Fritsch die Broschüre *Wie lösen wir die Judenfrage?* Es fehlte also in beiden Ländern nicht an judenfeindlichen Schriften, die die antisemitische Stimmung anheizten. Otto Böckel wird 1890 die Antisemitische Volkspartei gründen. Im selben Jahr veröffentlichte Hermann Ahlwardt den ersten Band seiner Schrift *Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit dem Judentum*, und bald würde er nachlegen: *Über die Judenfrage; Der Gipfel jüdischer Frechheit: Das Gesetz ist tot – es lebe Bleichröder; Wie es der Jude treibt und Wach auf, deutscher Michel*.<sup>61</sup>

1892 erhielt er für diese Schriften wegen Beleidigung des Magistrats eine viermonatige Haftstrafe. Im selben Jahr beschuldigte er die Firma Löwe, untaugliche Gewehre an das deutsche Heer geliefert zu haben. Er veröffentlichte «sensationelle Enthüllungen» sowie Details über seine Verhaftung und Verurteilung zu fünf Monaten Gefängnis in einem Verleumdungsprozess oder Neuigkeiten über die sogenannten «Judenflinten».<sup>62</sup> Die Antisemitengruppen werden bald 16 Sitze im Reichstag haben.<sup>63</sup> Zur Abwehr der wachsenden antisemitischen Agitation wird sich am 26. März 1893 der «Centralverein deutscher Staatsbürger jüdi-

schen Glaubens» (CV) gründen, und bald werden die aktivsten der jüdischen Künstler voller Zuversicht sein, für die Zukunft der Stadt so Wesentliches zu leisten, dass man es ihnen nicht vergessen wird.

Der Student Alfred Kerr führte jetzt Tagebuch.<sup>64</sup> Allein in seinem ersten Jahr in Berlin erlebte er Geschichte: den Tod des alten Kaisers und eine Stadt in Trauer, am 9. März 1888 die Inthronisierung des Kronprinzen Friedrich, für den die Familie Kerr so viel Sympathie hatte. Der 57-Jährige war da schon tödlich an Kehlkopfkrebs erkrankt, er regierte nur 99 Tage. Groß war die Bestürzung über das schmerzliche Ende des «heimgegangenen Frühlingskaisers».<sup>65</sup> Am 15. Juni trat der 29-jährige Wilhelm II. die Nachfolge an und machte 1888 zum «Dreikaiserjahr». Im Wechsel von Wilhelm I. zu Wilhelm II. spiegelte sich der Wandel der Zeit. Man wurde fast zwangsläufig zu einem Chronographen. Noch nimmt Kerr nur in sich auf, was er sieht. Er flaniert durch die Straßen am Tiergarten, wo die reichen Juden wohnen, und sieht bestätigt, was ihm wohl schon in Breslau klar wurde: dass die Juden am ökonomischen Aufschwung des Landes teilnehmen und nur in dem Zusammenhang auch angenommen werden als gleichberechtigte Staatsbürger. Seine Antwort auf das Erkannte ist wie so oft: Spott. Kerr, der viel Heine liest, reagiert mit ironischen Versen:

«Ich wandelte in jenen Zonen, / Wo Villen glänzen, Gärten blüh'n /  
Und Ahlwardts liebste Freunde wohnen / Die Reichenheim und Saloschin –»<sup>66</sup>

Er wird bald Gast in diesen Häusern sein und später ein Verwandter der Familie Reichenheim werden.

Alfred Kerr hatte mit seinem Wechsel in die Hauptstadt viel Glück. Zur gleichen Zeit, 1887, kam ein Mann nach Berlin, der in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte: Erich Schmidt, damals schon ein berühmter Mann. Goethes Leben umgab ihn. Er hatte in dessen Nachlass den *Urfaust* gefunden.<sup>67</sup> Schmidt war ein Mann von Fortüne und Nimbus. 1887 erhielt er den Ruf nach Berlin, um Nachfolger zu werden von Wilhelm Scherer, der sein Lehrer und einer der Begründer der Literaturwissenschaft in Deutschland war.



Wie Scherer war Schmidt ein Vertreter der positivistischen Schule. Sie hatte sich als Aufgabe gestellt, dichterische Texte zu sichern, Daten zu ermitteln, exakte Editionen vorzulegen, neue Quellen zu entdecken und zu kommentieren.<sup>68</sup> Die Stofffülle wurde gebändigt und geordnet, aber nicht hinterfragt.<sup>69</sup> Trotz ihrer methodischen Beschränktheit hat die positivistische Schule einige bedeutende Biographien hervorgebracht. Sie gehörten sicher zur Lektüre des Studenten Kerr: Erich Schmidts *Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften* und *Herder* von Rudolf Haym.<sup>70</sup> Kerr begriff bald, dass es keine bessere Schule für ihn geben konnte. Er hörte vor allem Erich Schmidts Vorlesungen, als Erstes über «Deutsches Drama im neunzehnten Jahrhundert», und war bald auch Mitglied in Schmidts «Germanischem Seminar». Dort wurde keineswegs jeder aufgenommen, aber dort wuchs die Generation künftiger Kritiker heran. Sie hießen Ernst Heilborn (Jg. 1867), Max Osborn (Jg. 1870), Arthur Eloesser (Jg. 1870), Montague (Monty) Jacobs (Jg. 1875) und Paul Wiegler (Jg. 1878). Fritz Engel, später Kollege Kerrs beim *Berliner Tageblatt*, besuchte als außerordentliches Mitglied die Seminare Schmidts. Heilborn, Osborn und Eloesser promovierten bei Schmidt, Heilborn schon 1890, die anderen beiden 1893.<sup>71</sup>

Erich Schmidt stand mitten in der kulturellen Öffentlichkeit. Er lud in sein Haus ein, und in seiner «Germanistenkneipe» kamen ausgewählte Schüler, Germanisten, Theaterleute und Literaten zusammen. Diese Kontakte hatten für Kerr weitreichende Folgen. Hier lernte er Otto Brahm kennen.<sup>72</sup> Der bald berühmte Brahm war etwa dreißig Jahre alt, übte sich in der Theaterkritik und arbeitete an einer Biographie zu Heinrich von Kleist. Er war sehr geprägt von Schmidt. Später, als Direktor des Deutschen Theaters, holte er sich Erich Schmidt für den Vorsitz in seinem Leseausschuss, der neue Stücke auf ihre Aufführbarkeit hin diskutierte. Das war 1895, da schrieb Kerr sich schon in die öffentliche Aufmerksamkeit. Über Erich Schmidt zum Beispiel am 15. September 1895, anlässlich dieser Berufung, für die *Breslauer Zeitung*: «Erich Schmidt ist ein Mann, der zwei Dinge vor der bisherigen dramaturgischen Leitung der Hofbühne voraushat. Er besitzt etwa fünfundzwanzigmal so große literarhistorische Kenntnisse, und es ist möglich, dass manche Perle, die

im Wust vergangener Zeiten versunken ist, durch ihn gehoben und in neuer Fassung gezeigt werden wird.»<sup>73</sup>

Kerrs Studium in Berlin dauerte sechs Semester. Die von ihm besuchten Vorlesungen sind vom Wintersemester 1887/88 bis zum Ende des Sommersemesters 1890 belegt, das Abgangszeugnis ist auf den 13. Januar 1891 datiert.<sup>74</sup> Da war eine Dissertation schon verabredet. Er wusste noch nicht, wohin sein Weg ging.

## Das Erlebnis Theater

Überall gab es Neues, und was sich im Theater ereignete, wurde Gespräch im Club, in den Zeitungen und zu Hause. Der Mann der szenischen Aufregungen hieß Henrik Ibsen, ein Norweger, der Stücke schrieb, die nicht nur in seiner Heimat Aufsehen erregten. Sie galten auch für die deutschen Verhältnisse, *Die Stützen der Gesellschaft* oder *Nora*: diese Stücke schnitten ins Bewusstsein einer von Konventionen geprägten Gesellschaft. Ibsens auf harte «Wahrheit» zielende Kunst wirkte wie ein Sprengsatz. Zu Beginn gleich seine *Gespenster*, das von den Folgen der Syphilis handelte.<sup>75</sup> Die Matinee-Aufführung im Berliner Residenztheater hatte am 9. Januar 1887 eine Art Aufruhr bewirkt, und Professor Julius Hoffory, Ibsens Prophet in Deutschland, war in der Pause herumgegangen und hatte gerufen: «Von hier und heute fängt eine neue Epoche der Literaturgeschichte an, und ihr dürft sagen, ihr seid dabei gewesen.»<sup>76</sup> Es war nicht nur eine neue Epoche der Literatur, auch eine des Theaters.

Am Ende des Jahres 1887 stieß Kerr auf ebendiesen Hoffory. Im Sommer 1888 belegte er bei ihm die «Dänischen Übungen».<sup>77</sup> Hoffory (1855–1897) wurde sehr bedeutsam für die Entwicklung des jungen Alfred Kerr. Der Däne, der im Wintersemester 1883 an die Berliner Universität gekommen war, gehörte neben Erich Schmidt zu den ersten Lehrern im 1887 gegründeten Germanistischen Seminar. Für ihn war die *Gespenster*-Aufführung ein Triumph. Kerrs Ibsen-Ergriffenheit war wohl von ihm inspiriert. In einer seiner ersten Theaterkritiken wird Kerr sagen, was ihn an Ibsen so packte: «die Ewigkeitsperspektive. Eine namenlos ergreifende, tiefe Vorstellung aller innigsten Daseinsinteressen».<sup>78</sup> Selten zeigt sich Kerrs Empfindsamkeit wie hier: Er lernt Leben erfahren und begreifen durch die Dichtung.

Die Ibsen-Matinee von 1887 fand vor einer geschlossenen Gesellschaft statt. Es gab noch lange von Staats wegen Widerstand gegen öffentliche Aufführungen von Stücken, die die Sittlichkeit zu verletzen schienen. Noch immer waren nach der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 den Behörden alle Stücke vor der Aufführung zur Ge-

nehmung vorzulegen, der Polizei war Zugang zu den Generalproben zu gewähren. Das war nur zu umgehen durch geschlossene Aufführungen eines Vereins mit fester Mitgliedschaft. Darum trafen sich am 5. März 1889 in der Weinstube bei Kempinski in Berlin zehn mit den Belangen von Literatur und Theater verbundene Personen: die Kritiker Otto Brahm, Paul Schlenther, Maximilian Harden, Theodor Wolff, Heinrich und Julius Hart, der Schriftsteller Julius Stettenheim (Wippchen), der Verleger und Buchhändler Samuel Fischer, der Kunsthistoriker Julius Elias und der Rechtsanwalt Paul Jonas. Fast alle waren um die dreißig. Sie gründeten den «Verein Freie Bühne» zu dem beschriebenen Zweck. Otto Brahm machten sie zu ihrem Vorsitzenden. Am 5. April 1889 wurde die «Freie Bühne» ins Vereinsregister eingetragen.<sup>79</sup> Man wollte eines der großen Theater der Stadt mieten, Zutritt nur für Mitglieder, und jeden Monat ein zeitgenössisches Stück spielen, das für andere Bühnen nicht in Frage kam.

Am 29. September 1889 fand die erste Aufführung statt: abermals Ibsens *Gespenster*. Ort: das neuerbaute Lessingtheater. Theodor Fontane berichtete darüber in der *Vossischen Zeitung*:<sup>80</sup> «Starker Eindruck, besser als die Aufführung von 1887». Der Schock des Stückes war schon fast verbraucht, doch er erneuerte sich drei Wochen später, am 20. Oktober 1889 mit der Uraufführung von *Vor Sonnenaufgang* von Gerhart Hauptmann. Es war das erste Schauspiel des jungen Schlesiens und gleich sein Durchbruch als dramatischer Dichter. Sein Stück handelte von schlesischen Bauern, die das Kohlevorkommen unter ihren Feldern reich gemacht hatte, die in Geld, Völlerei und Hurerei verkamen; es handelte von Vererbung, Missgeburt und der Flucht vor einer Liebe, die dem hätte standhalten müssen. Eine Geburtszange wurde am Ende aus Protest auf die Bühne geworfen – und wurde zum Symbol für die Geburt einer neuen Kunst.

«Naturalismus» nannte man das: Realismus ohne Beschönigung, von unbedingter Wahrheit. Vereinsmitglied Kerr stand im dritten Rang und rief gegen den Lärm «Maul halten!!» und «Hauptmann! Hauptmann».<sup>81</sup> Er hatte für sich den Dichter entdeckt, der ihn sein Leben lang, in Für und Wider, begleiten sollte.<sup>82</sup> Zwanzig Jahre später, 1909, anlässlich der Gedenkaufführung dieses Stückes, erinnerte sich Kerr des star-

ken Eindrucks: «Wir fühlten einen Dichter sich auf Deutschland herniederlassen.» «Freiheit! Freiheit! Freiheit! Es sollte vorüber sein, bei uns, mit dem Leeren und Spießigen; mit dem Hinwegtasten von Dem, was für das Innerste ganzer Menschen bewegend war. Hier stand ein Deutscher; einer, der etwas öffnete.» «Einer, der nicht bloß Schönheit; sondern vor allem Paroli gab.»<sup>83</sup> Der nicht ganz 22-jährige Kerr spürte zum ersten Mal die mögliche Macht der Bühne.

Unter den Stücken, die der Verein in den nächsten zwei Jahren brachte, waren Gerhart Hauptmanns *Ein Friedensfest* und *Einsame Menschen* und von Strindberg *Der Vater* und *Fräulein Julie*. Im vierten Jahr erschreckte Hauptmann die Öffentlichkeit mit seinem Stück über die Lebensnot der schlesischen Weber; ohne die «Freie Bühne» wären *Die Weber* nicht ins Theater gekommen. In diesen Aufführungen lernte Alfred Kerr sehen und urteilen. Fünf Wochen nach Hauptmanns *Vor Sonnenaufgang* am 27. November 1889, sah er im neuen Lessing-Theater die Uraufführung von Hermann Sudermanns *Die Ehre*. Kerr: «Es war ein namenloser Erfolg. [...] Ich saß verdrossen auf meinem Platze, fast wütend. Auch wenn ich absah von der Haltung der Zuhörerschaft: es wuchs in mir beim Verfolgen dieses trivialen Werkes von Akt zu Akt ein Gefühl ... das nicht anders als eine körperliche Abneigung zu nennen ist.»<sup>84</sup> Er reagierte körperlich. Die Empfangsorgane des Kritikers waren gespannt. Durchdachte er jetzt das Erlebte, fand er zu Analyse und Urteil.

Diese früh ausgedrückte Abneigung gegen den zehn Jahre älteren Sudermann war ein Reflex auf das unmittelbare Erlebnis Hauptmann. Er begriff die Unterschiede. Hermann Sudermann wurde damals der erfolgreichere Autor. Seine Stücke wurden mehr gespielt als die Hauptmanns. Wie konnte das sein? Die Auseinandersetzung mit Sudermann wurde für Kerr ein Hauptstück in seiner Kritikerlaufbahn.

## Der Einstieg

Neben die alteingesessene *Vossische Zeitung* und die *Tägliche Rundschau* war kurz nach der Reichsgründung im Verlag Mosse das *Berliner Tageblatt* getreten. Jetzt wurde Berlin eine Zeitungsstadt. Im Sommer 1887 hatte der Verleger Leopold Ullstein seine erste eigene Zeitung gegründet, am 1. September erschien die erste Nummer der *Berliner Abendpost*. Am 1. April 1889 gründete Rudolf Mosse die *Berliner Morgenzeitung*. 1886 hatte Samuel Fischer den S. Fischer Verlag gegründet. Am 29. Juni 1890 erschien dort die erste Nummer der Zeitschrift *Freie Bühne für modernes Leben*, die ab 1894 *Neue Deutsche Rundschau* und seit Beginn des neuen Jahrhunderts *Neue Rundschau* hieß.

Otto Brahm, Paul Schlenther und die Brüder Hart betrachteten die Zeitschrift als theoretische Ergänzung der Aufführungen ihrer Freien Bühne, und der junge Kerr gehörte sogleich zu ihren Lesern.<sup>85</sup> Man kannte sich aus der Germanistenkneipe. Kerr: «ich weiß noch, wie er verwundert und abmahnend auf mich einredete, weshalb ich an dem Plan einer Habilitation festhielte, [...] ich solle doch Schriftsteller werden. Das ging mir sehr durch den Kopf. Es hat auf die Wahl meines Berufes mitgewirkt.» Für Kerr war Brahm «der eigentliche Schöpfer einer europäischen Bühne. Er war kein Liebling. Ein Reformator: nicht ein Erfüllerchen. Als der deutsche Schöpfer eines europäischen Schauspiels. Als der tiefste Bahnbrecher seit hundert Jahren.» «Das Falscheste wäre zu glauben: dass Brahm der Schöpfer einer ›Richtung‹ war. Er war: der Grundleger für ernste Möglichkeiten [...] der Ahnherr einer Bühne für heutige Menschen.»<sup>86</sup>

Noch war Kerr ja nicht promoviert, aber von einer Habilitation wurde schon geredet. Der Wunsch der Eltern. Den hatte er im Kopf, obwohl eine akademische Karriere ja die Taufe erfordert hätte. Es gibt keinen Beleg, dass Kerr je an eine Taufe gedacht hätte, eher das Gegenteil. Otto Brahms Forderung, doch Schriftsteller zu werden, hatte guten Grund. Er, Brahm, hatte selbst 1879 promoviert. Er wollte Journalist werden, was ihm mit Wilhelm Scherers Hilfe auch gelang. Scherer riet ihm auch zur Namensänderung, Brahm statt Abrahamsohn.<sup>87</sup> Brahm spürte in

den Unterhaltungen mit dem jungen Kerr Temperament, Leidenschaft für Literatur, Beweglichkeit des Geistes, Lust am Prüfen und Argumentieren, an der eigenen Meinung. Er sah in ihm auch einen Autor für die neue Zeitschrift – und behielt recht. 1894, als Kerr sein Studium beendete, wurde Brahm als Nachfolger von L'Arronge Direktor des 1883 gegründeten Deutschen Theaters: ein Kritiker, ein Schriftsteller, wurde Theaterdirektor. Das gab dem Berufsstand neues Ansehen.

Für junge Menschen wachen Geistes, die schreiben konnten, waren die Zeiten günstig. Die Verlage vergrößerten sich, es wurden mehr Bücher verlegt und gekauft, neue Zeitschriften entstanden, auch die Literaturkritik drang über ihren angestaubten universitären Bereich hinaus und begann eine wichtigere Rolle zu spielen. Ende 1890 entstand aus der Verschmelzung der Wochenschrift *Deutschland* mit dem längst etablierten *Magazin* ein neues literarisches Forum, das *Magazin für Litteratur*, Herausgeber Otto Neumann-Hofer, dazu kam jetzt Fritz Mauthner. Die neu gestaltete, anspruchsvolle Zeitschrift erschien zum ersten Mal am 3. Januar 1891. Sie wollte kein Fachblatt sein, den «litterarischen Grundcharakter» aber wahren, «sämtliche kulturellen Ereignisse und Zustände unserer Zeit widerspiegeln» und die «heimischen wie die literarischen Strömungen des Auslands» betrachten.<sup>88</sup>

Vermutlich dank der Kontakte aus der «Germanistenkneipe» wurde der in Berlin noch unbekannte Alfred Kerr eingeladen zur Mitarbeit. Schon in Nummer 9 vom 28. Februar 1891 ist er mit einer anspruchsvollen und sehr aktuellen Betrachtung vertreten: «Die Zeitschriften und die Litteratur». Seine ersten Arbeiten für das *Magazin* beschäftigten sich mit der Gegenwartsliteratur in Deutschland, Frankreich und Russland. «Um die deutsche Literatur scheint man sich im Auslande nicht viel zu kümmern», konstatierte er lakonisch. Für Kritik finde «der Zeitschriftenstudent in dem gegenwärtig Vorliegenden reiche Ausbeute».<sup>89</sup>

Kerr bewies Belesenheit, Eigenwilligkeit des Urteils, solide Kenntnisse und einen Blick für Zusammenhänge. Seine Kritik ging zur Sache und hatte doch Witz. Wenn man mit dem Lesen anfangt, las man weiter. Das Publikum war offenbar begierig, solche Texte zu lesen. Kerr zeigte ein erstaunliches Gespür für das, was wert war, erhalten zu werden. Es

war nicht verwunderlich, dass man seine «Zeitschriften»-Serie verlängerte.<sup>90</sup>

Wenn Kerr die Tagebücher von Ferdinand Lassalle, dem Gründer der deutschen Arbeiterpartei, bespricht, meint man, Züge eines Selbstporträts zu erkennen: «Die weitaus bedeutendste Veröffentlichung aber, welche seit langer Zeit eine deutsche Zeitschrift geboten hat, muss ich hier kurz abtun. Es sind die Tagebücher Lassalles, die in «Nord und Süd» erscheinen. Paul Lindau hat eine Einleitung geschrieben; aber nicht alle Folgerungen hat er gezogen, welche diese verblüffenden Bekenntnisse ermöglichen. Es giebt jetzt in Lassalles Wesen nicht einen Zug mehr, der sich nicht erklären ließe; und der Schlüssel zu allem ist sein Judentum. Er erscheint jetzt als der ausgesprochene Typus eines jüdischen Übermenschen, der aus dem Ghetto in die Kulturwelt eingelassen wird und wie ein Tiger losstürmt, leidenschaftlich und schlau; um zu erobern. Grenzenlose Eitelkeit, ein zeitiger erotisch-galanter Zug, [...] scharfer Profitgeist, stärkstes Selbstbewusstsein, Freude am Polemischen, zergliedernden Scharfsinn, kalte Verschlagenheit, [...] und alles vereint mit einem wundervollen, heißen, begeisterungsraschen Temperament.»<sup>91</sup>

Bei Kerr ist von kalter Verschlagenheit wenig zu spüren, ebenso wenig von scharfem Profitgeist. (Für ihn hat Geld nie eine große Rolle gespielt.) Aber man hört die starke Beziehung zu der Person Lassalle heraus, den Sinn für die speziell jüdische Problematik dieses revolutionären Führers, der drei Jahre vor Kerrs Geburt gestorben war und dessen Grab auf dem Friedhof in Breslau in der Nähe seines Elterngrabes liegt.<sup>92</sup>

Nach Abschluss des Sommersemesters 1890 hatte Kerr wohl mit der journalistischen Arbeit begonnen. Es verwundert nicht, dass er bald auch bei anderen Zeitungen Erfolg hatte.

Am 5. Juli 1891 erschien in der *Vossischen Zeitung* sein großer Aufsatz «Die Technik des realistischen Dramas», zwei Seiten lang.<sup>93</sup> Auch hier gab es wieder klare Gegenüberstellungen: neuere Romantechnik versus neuere Dramentechnik. Das neue Gegenwartsdrama hat als Kriterien: 1. das Streben nach Realismus, 2. die Abbildung des wirklichen Lebens auf der Bühne, 3. an die Stelle des Monologs tritt die Pantomime (die gestische Darstellung), 4. es charakterisiert indirekt, vermeidet Zufälle, erlaubt dem Publikum, seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Und das



alles verband Kerr mit einer sorgfältigen Untersuchung der neuen Dramen, vor allem der Stücke Ibsens, Strindbergs und Hauptmanns.<sup>94</sup> Auch seine persönliche Darstellungsweise, die Gliederung durch römisch bezifferte Absätze, wurde hier bereits angewandt. Noch waren es lange Absätze, später wurden es viele kurze. Sein Beitrag «Strindberg als Bauernnovellist» (ebenfalls 1891) im *Magazin* gehört zu den besten frühen Aufsätzen über Strindberg und zeugt für einen noch nicht 24-Jährigen von ungewöhnlicher Reife.<sup>95</sup> Strindberg fesselte Kerr auch als Person. «Ein Einsamer zeitlebens!»<sup>96</sup>

Der Erich-Schmidt-Schüler machte sich jetzt, nach Abschluss seiner Studien und während er an seiner Dissertation schrieb, auch darüber Gedanken, was die Literaturwissenschaft noch nicht könne, aber können sollte. Er spürte wohl selbst, was ihm in der zu Rate gezogenen Literatur fehlte. Ihm genügten nicht mehr die historischen Fakten, die exakte Philologie. Er forderte, es seien künftig «Beiträge zu liefern zur Kennzeichnung des menschlichen Seelenlebens». Es sei mehr der Zusammenhang zu «betrachten zwischen den Werken und dem Dichter»; es seien zu ergründen die Motivationen der Dichter, von ihren individuellen Animationen bis in ihre wirtschaftlichen. «Der Dichter wird nicht mehr Gewährsmann sein, sondern beobachteter Gegenstand.» Von Seelen- und Ursachenforschung, von einer «psychologischen Literaturgeschichte» sprach Kerr, nicht ohne sich, den Brentano nutzend, in romantischer Ironie selbst vorzuführen. Er verlangte zu erforschen, wie Dichtung zustande komme, um in den schöpferischen Prozess einzudringen.<sup>97</sup> Das ging über die Methode der positivistischen Schule weit hinaus, seine Dissertation wurde ein Beispiel für das Verlangte.

So zukunftsorientiert war damals wohl kaum ein Student, die wenigsten machten sich Gedanken, was zu tun sei. Kerr sah schon, dass das neue Fach Literaturgeschichte – Beispiel Weinhold – zu sehr in der Hand alt gewordener Männer sei. Darum sein Hinweis: «So giebt es kluge Männer im Vaterlande, welche herausgefunden haben: die Litteraturgeschichte<sup>98</sup> müsse in Zukunft den Frauen zufallen. Wenn die Frauen außer in Bebel'schen Büchern und norwegischen Schauspielen auch etwa in der europäischen Wirklichkeit zur Freiheit gelangt seien, wären sie die «berufensten Vertreterinnen» der Litteraturgeschichte auf den

Kathedern.»<sup>99</sup> (Für eine schreibende Frau seiner Zeit wie Helene Böhlau begeisterte er sich schon weniger.<sup>100</sup>) Was er da schrieb, zeigte Überlegung und Weitsicht. Für manche waren das provokante Thesen. Kerr dachte wohl noch immer, nach seiner Promotion wissenschaftlich arbeiten zu können.

Aber er begann als Literaturkritiker. Seine Arbeiten fürs *Magazin*, für das auch Erich Schmidt gelegentlich schrieb, zeugen von einer erstaunlichen thematischen Bandbreite. 1893 behandelte er dort vor allem Literatur, die er im Original las. Er zergliederte Paul Bourgets Roman *Cosmopolis* und *La terre promise*, zitierte aus dem Schlussband von Flauberts Briefen, die ihn noch oft beschäftigen sollten,<sup>101</sup> und sein erstes literarisches Porträt (im *Magazin* vom 2. Dezember 1893) galt dem französischen Dichter Lemaître.

Das *Magazin* bedeutete seine journalistische Lehrzeit. Früh bestätigte er auch sein Interesse für Heinrich Heine. Am 10. Dezember 1892 besprach er im *Magazin* das bei Hoffmann und Campe erschienene Buch *Heinrich Heines Familienleben*, geschrieben von dessen Neffen Baron Ludwig von Embden mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zum Tode. Gleich wurde daraus ein Bekenntnis. «Von diesem schalkhaften, gesangvollen, himmlischen Judenjüngelchen», so Kerr, von «diesem Wundersamen und Allesverstehenden, der Morphium ist für alle schlimmen Stimmungen, ist unserm Herzen jede Zeile teuer.» Ausdrücklich wurde Heine gleich hier als «ein armer kranker Jude» charakterisiert, der sich nur aus Finanzrücksichten taufen ließ.<sup>102</sup> Man durfte ihm diese Taufe aus der Not also verzeihen, bei anderen tat er sich schwerer.

Inspiriert von Heine – und von der Liebe – begann der 26-jährige Kerr auch zu dichten; das *Magazin* druckte die vier Strophen mit deutlichen Anklängen an Heines *Buch der Lieder* im März 1893. «War's nicht – –!» hieß es:

«Du bist so schön, und ich soll dir entsagen ...  
Du willst schon gehen, und ich kenne dich kaum ...  
Hat dich die Nacht nicht hereingetragen ...?  
Schlaf nicht die Welt in schwerem Traum – – ?

Sag – wars nicht ein blauer zitternder Schimmer.  
Der dich durchs Fenster gehoben hat ...?  
Und saß ich nicht ... schlafend ... am Tisch im Zimmer,  
Und vor mir lag ein Notenblatt ...?

Du bist so schön, und ich soll dir entsagen ...  
Ist mein Gedächtnis denn ganz getrübt ...?  
Sprich, hat sich's nicht wirklich zugetragen,  
Wir haben uns nicht ... einst ... geliebt ...?  
Stiegst du nicht lächelnd am Abend hernieder  
Und schwatzest ... und sangst ... und brachtest mir Mut ...  
Und haben nicht nachts deine jungen Glieder  
In meinen Armen selig geruht –?

Du bist so schön, und ich soll dir entsagen ...  
Sprich ... küsstest du mich auf die Augen nicht ...?  
Und hört ich im Dunklen dein Herzchen nicht schlagen,  
Und fühlte dein kleines heißes Gesicht ...?  
Und ist es nicht wahr, dass du mich oft necktest,  
Und dass ich zankte, bis du einschliefst ...  
Und weißt du ... wie du mich manchmal wecktest  
Wenn du im Traum meinen Namen riefst ...?

Du bist so schön, und ich soll dir entsagen ...  
Ich glaube, mein Herz ist stumpf und alt ...  
Aus nebelversunkenen, verschollenen Tagen  
Lächeltest du traurig, geliebte Gestalt ...  
Sag ... hast du die weite Erde durchmessen?  
Wo liegt die Stätte, die dich jetzt hält –?  
Entschwebt! ... Verloren! ... Nie vergessen! ...  
Wo find ich dich wieder in dieser Welt –?»<sup>103</sup>

Die Verse erzählen auch vom Traum des Studenten Kerr, vielleicht doch ein Dichter zu werden. So viel wie hier hatte er von sich noch nie preisge-

geben. Und noch 48 Jahre später, in der Einsamkeit des Londoner Exils, zitierte er aus dem Gedicht.<sup>104</sup>

Die erste Liebe hatte ihn im 3. Semester in Berlin ereilt. Da war er schon 22 Jahre alt. Sein spätes Erwachen führte er auf die Gouvernanten zurück, die ihn so «zurückhaltend» erzogen hätten.<sup>105</sup> Wer die sehnsüchtig Bedichtete war, ist nicht zu ermitteln.

## Der Weg ins Romantische

Spätestens im Frühjahr 1891 wird Alfred Kerr mit Erich Schmidt über eine Doktorarbeit gesprochen haben, mit der er seine Studienzeit beenden konnte. Das Thema – dem Goetheforscher Schmidt eher fremd, aber doch hoher Beachtung wert – sollte ein Roman des jungen Romantikers Clemens von Brentano sein, den dieser «einen verwilderten» nannte: *Godwi oder Das versteinerte Bild der Mutter*, geschrieben 1798, im Jahr der «Hochklassik», doch als Roman ein Gegenstück dazu. «Hu!» fing die Briefierzählung an, «Es ist hier gar nicht heimisch. Ein jeder Federstrich hallt wider, wenn der Sturm eine Pause macht ... Alles, was mich umgibt, misshandelt mich und greift so derb zu wie ein Fehdehandschuh ... Die Fenster klirren und rasseln ...» Ungewissheit, Tempo, Lärm ist am Anfang des Romans und mittendrin ein Ich, das «ein mächtiger Reuter» sein will auf der Lebensbahn. Das «fühlen und fühlen machen» will, «dass man da sei, durch Genuss, den man nimmt und mit sich wiedergibt». Glück und Genuss, ein sinnliches und sinnenfrohes Leben – freier Liebe und gar der Nacktheit, der Kunst und der Poesie bis zur fast religiösen Verklärung wird gehuldigt. Lebensphilosophie und eine hedonistische Kultur – «ein verwilderter Roman».

Der Doktorand analysiert das oft wilde Gestrüpp, berichtet, wie das Verlangen nach einem anderen Leben seit einiger Zeit in der Literatur von Tieck und Schlegel her wächst und den jungen Brentano ergreift, sich wieder verbindet mit Goethe, zur «Romantischen Ironie» findet, als deren Urväter Cervantes, Lawrence Sterne und Jean Paul ausgemacht werden.<sup>106</sup>

Nach Betrachtung von «Gedankenwelt» und «Gestaltenkreis» gilt dieser Romantischen Ironie Kerrs eigentliches Interesse: Er widmet ihr ein eigenes, wichtiges Kapitel. Die Analyse endet mit der «Romantischen Komposition», den Stil- und Ausdrucksformen romantischen Denkens. Als Alfred Kerr über all das zu schreiben anfang, war *Godwi* zwar als Titel bekannt, doch im Grunde ein unbekannter Roman. «Die Gegenwart kennt Brentano nicht.»<sup>107</sup> Entdeckerlust kennzeichnet diese Dissertation; vom älteren Positivismus ist fast nichts zu spüren. Anstelle einer trockenen Pflichtübung ein eleganter, fast essayistischer Text, des-

sen großer Bildungshintergrund die vorgebrachten Erkenntnisse sanft durchscheint. Das Historische verbindet sich mit psychologischer Betrachtung – mustergültig für jene neue Literaturwissenschaft, die Kerr im *Magazin* gefordert hatte.

In Brentanos *Godwi* leuchtet «der ganze holde Reichtum seiner krausen Jugend», so Kerr später, «der starke Frühling eines nachmals oft schlaffen und irren Lebens. [...] Und dieser Seele in die gewundenen Gänge hineinzuleuchten; einen seltsamen, hinreißenden Menschen auferstehn zu lassen, in aller wilden Verworrenheit und allem krudelschönen Zauber; eine versunkene Zeit mit ihm zu beschwören, in der zarter Blumen leicht Gewinde eine bunte und ironische Dämonie umrankt, das war vor Jahren der Wunsch des Verfassers, dessen Auge, nicht ohne Entzücken, der Lust und Trauer romantischer Herrlichkeit nachsah.»<sup>108</sup> Was die Doktorarbeit erkennen lässt, wird sein künftiges Leben noch deutlicher belegen: Kerr ist selbst eine romantische Natur. So gesehen war seine Arbeit in der Philologie etwas Neues.

Erich Schmidt hat Kerrs Arbeit wohl nicht beurteilen wollen. Er war kein Romantikforscher. Darum verwies er seinen tüchtigen Studenten an den Kollegen Rudolf Haym in Halle, der hatte 1870 das grundlegende Buch über die deutsche Romantische Bewegung veröffentlicht: *Die romantische Schule*.<sup>109</sup> In der Universität Halle ist der Promotionsvorgang Kerrs erhalten geblieben,<sup>110</sup> auch das Gutachten, datiert Mitte Juli 1893. Haym betonte darin zunächst, dass es sich bei Kerr um einen Schüler Erich Schmidts und seiner selbst handele. Das Gutachten wirkt hastig geschrieben. Der Zusammenhang zwischen *Godwi* und den Vertretern der älteren romantischen Schule wird nur sehr flüchtig erwähnt. Der Einfluss Jean Pauls und die Nähe zu Goethes *Wilhelm Meister* werden zwar gestreift, dagegen fehlen sowohl Cervantes als auch Lawrence Sterne. Haym lobte die «erschöpfende Vollständigkeit», mit der der Verfasser seine Aufgabe gelöst habe, wie auch seine Beherrschung der erforderlichen Methoden. Insgesamt hielt er die Arbeit für eine «vorzügliche Leistung».

Die Prüfung fand Ende Juli 1893 statt. Die vier Thesen, die Kerr später veröffentlichte, wurden wohl Gegenstand des Prüfungsgesprächs. Sie hatten mit der Arbeit selbst kaum etwas zu tun.<sup>111</sup> Nach dieser

mündlichen Prüfung verwendete Kerr – da die Doktorarbeit beurteilt vorlag – schon den Dokortitel. Die Verteidigung der eingereichten Arbeit über Brentanos *Godwi* fand am 7. Februar 1894 um 12 Uhr in Halle statt. Die Opponenten waren cand. med. Theodor Altmann und Dr. phil. Wilhelm Neumann. Das war der formale Abschluss der Studienzzeit.

Kurz vorher, am 17. Januar, schrieb der nun promovierte Alfred Kerr per Eilboten an Herrn Geheimrat Kröner von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart wegen des Drucks seiner Dissertation. Dieser Brief verdient es, vollständig zitiert zu werden, da er für die weitere Laufbahn Kerrs wichtig wurde: «Sehr geehrter Herr, durch Herrn Felix Lehmann ist Ihnen vor kurzem der Vorschlag gemacht worden, ein von mir verfasstes wissenschaftliches Buch über Clemens Brentano zu verlegen. Sie hatten keinen entschieden ablehnenden Bescheid erteilt, zeigten aber auch keine sonderliche Neigung für die Annahme des Buchs. Ich erlaube mir daher, Ihnen in Kürze folgende Punkte zu betonen.

1. Das Buch ist wissenschaftlichen Inhalts, die Darstellung aber keineswegs gelehrtenhaft-exklusiv, sondern fast feuilletonistisch gehalten.
2. Herr Professor Dr. Erich Schmidt von der hiesigen Universität, auf dessen Anregung das Buch entstanden ist, hat sich mir erboten, den wissenschaftlichen und schriftstellerischen Wert des Werkchens zu bezeugen. Die Arbeit hat ferner auszeichnende Anerkennung durch die Hauptautorität auf dem Gebiet der Romantik, Herrn Prof. Dr. R. Haym in Halle gefunden, der mir bei der Promotion auf diese Arbeit hin das Prädikat magna cum laude erteilte. Herr Geheimrat Schöne, Generaldirektor der Museen, stellte mir für das Buch ungedrucktes Material aus seinem Privatbesitz zur Verfügung.
3. Der Gegenstand des Buches ist nicht lediglich monographisch; es werden neue Gesichtspunkte aufgestellt, die für die Gesamtromantik wichtig sind.
4. Der Umfang des Buchs wird 9 Bogen kaum übersteigen.

5. Ich bin bereit, den Druck zweier Bogen zu bezahlen, weil sie als offizielle Dissertation dienen.
6. Der Druck dieser zwei Bogen müsste sofort stattfinden; das ganze Buch ist in zwei Monaten von mir vollendet; augenblicklich sind etwa 6 Bogen druckfertig.

Sie würden mich zu Dank verbinden, sehr geehrter Herr, wenn Sie mir Ihre Entscheidung möglichst gleich mitteilen, da ich mit dem Druck der erwähnten zwei Bögen in der Zeit beschränkt bin. Falls Sie ein Interesse daran haben, bin ich gern bereit, meine eventuell später erscheinenden wissenschaftlichen Bücher (– denn ich gedenke, die Gelehrtenlaufbahn einzuschlagen –) Ihrem geschätzten Verlage zuerst anzubieten. Mit vorzüglicher Hochachtung, Dr. Alfred Kempner»<sup>112</sup>

Anscheinend verzögerte Cotta die Antwort. Darum erschienen die ersten Bögen 1894 im Buchhändlerhaus in Berlin unter dem Titel *Clemens Brentanos Jugendlitungen. Abschnitt 1: Der Ideengehalt des Godwi* von Dr. Alfred Kempner. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde, Universität Halle. Diese 33 Seiten wurden Erich Schmidt verehrungsvoll und dankbar zugeeignet. «Die vorliegende Dissertation enthält nur den ersten Abschnitt der Arbeit, welche der hohen philosophischen Facultät vorgelegen hat. Das Ganze erscheint im Mai im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.» Erschien es nicht.<sup>113</sup> Die vollständige Dissertation publizierte 1898 der Verlag Georg Bondi. Der Doktorand Alfred Kempner trat hier auf als Alfred Kerr. Titel der Schrift: *Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik*. Nächste Seite: *Erich Schmidt in alter Dankbarkeit*.

Mittlerweile war die Neuentdeckung der deutschen Romantik in vollem Gange. Zu Haym gesellte sich Wilhelm Dilthey, bei dem Kerr in Berlin gehört hatte. Selbst Gerhart Hauptmann schrieb neuromantische Stücke. Das erklärt die zeitgenössischen Reaktionen auf Kerrs Buch. Oskar Walzel schrieb im *Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur aus dem Jahr 1899*<sup>114</sup> eine ausführliche Kritik. Kerrs Analyse des Einflusses von Heine und Jean Paul auf Brentano nannte er «neu und wichtig» Dann: «Kerrs Nachweise werden jeder künftigen Darstellung romantischer Ironie den Weg weisen; diese wird freilich nach vorn und nach rückwärts manches hinzuzufügen haben. Nach vorn: Heines



Prosa, insbesondere im Buch Legrand, Immermann im Münchhausen, Pückler-Muskau und andres gehört hierher. Nach rückwärts: die romantische Ironie der Art von Tiecks Gestieftem Kater hat noch weitere Quellen, die über Jean Paul, Cervantes, Sterne hinausgehen.»

Zum Schluss verwies Walzel «rühmend» auf das der Lyrik des Romans gewidmete Kapitel, «Beweist sich K. in den bisherigen Ausführungen als kenntnisreich und scharfsinnig, ein Kritiker, der versteht, wohin er den Finger zu legen hat, so gestattet ihm hier intime Kenntnis neuerer künstlerischer Bemühungen manches zu begreifen, an dem andere verständnislos vorüberstreichen». Mit dem Lob stand Oskar Walzel nicht allein.<sup>115</sup> «Bahnbrechend und aufschlussreich» nannte noch Heinz Amelung Kerrs Doktorarbeit, als er 1923 Clemens Brentanos Werke herausgab.<sup>116</sup> Kerr hätte der Universität gutgetan.

## Plötzlich Theaterkritiker

Bisher hatte der Mitherausgeber Fritz Mauthner im *Magazin* über Theater geschrieben. Er schied 1893 aus, und Neumann-Hofer berief Kerr an seine Stelle. Er war jetzt 25 Jahre alt. Ende Juli 1893 hatte er seine erste Doktorprüfung hinter sich gebracht. Am 19. August 1893, zum Saisonanfang, erschien seine erste Rezension. Der Neuling konnte schreiben, Literatur beurteilen – aber Theater? Alle Theaterkritiker kamen damals von der Literatur, gingen aus vom Stück, fragten, wie es umgesetzt wurde da oben auf der Bühne. Der junge Kerr war – seit dem großen Erlebnis von 1889 und wenn es der Geldbeutel hergab – ein geübter Theatergänger. Schon im ersten Satz seiner ersten Kritik wies er darauf hin: «Einst saß ich, es mag wohl zwei Jahre her sein, im Adolf Ernst-Theater ...»

Die Aufführung, über die er zu berichten hatte, fand im neuen Lesing-Theater statt: *Das Recht zu lieben*. Der Autor Max Nordau (d. i. Simon Südfeld) war nicht irgendwer. Seine kulturpolitischen Betrachtungen wurden viel gelesen. Gerade hatte er sein Epochenwerk veröffentlicht: *Entartung*, zwei Bände, eine Abrechnung mit der neuen Kunst, in der er dem nächsten Jahrhundert das Schlagwort erfand. Nordau führte eine von Ibsen beeinflusste Ehefrau namens Berta vor, die ihrem Ehemann gegenüber das Recht auf Liebe forderte und dieses «Recht» mit einem gemeinen Kerl praktizierte. Die Enttäuschung ist schlimm, der Jammer führt die beiden Eheleute unter neuen Bedingungen wieder zusammen, sozusagen: Noras Heimkehr. Es war ein Gegenwartsstück gegen die Gegenwart. Kerr stellte den Autor vor: «Für das Chaos seiner Zeit, für den Drang und das Gären einer schwangeren Epoche, für die wüste Sehnsucht nach einem neuen Stück, nach einer neuen Freiheit und einer freieren Liebe hat Nordau heut das erschöpfende und glücklich gewählte Wort «Quatsch».»

Dann betrachtet er Akt für Akt mit dem Resümee, «dass sein erster Akt zu einem Viertel, der zweite ganz und der dritte zur Hälfte wegfallen könnte»; was bliebe dann übrig? Der junge Kritiker moniert «schandlahme Banausenmoral» und fragt direkt: «Warum sehen Sie denn überall Entartung?»<sup>117</sup>

Kerrs erste Kritik wirkt heute noch so frisch wie damals; sein Auftritt ist frech, selbstbewusst, frischen Geist gegen alte Moral setzend. Er geht den Autor direkt an und meint auch das Publikum: Solchem Zeug stimmt ihr zu? Er verbirgt nicht, was er fühlt. Der Leser soll wissen, was in ihm, dem Kritiker, vorgeht beim Zusehen. Als er bald darauf über Ibsens gerühmtes Schauspiel *Klein Eyolf* zu schreiben hat, spricht er davon, vom «Reiz auf meiner Seele», er fühle sich «ergriffen, nicht durch die dargestellten Schicksale, sondern durch irgendetwas in ihrer Darstellung», dem spürt er nach. Empfindungen in Erkennen überführen: so wird Kerr wegkommen von der üblichen literarisch-philologischen Kritik zu einer Erlebniskritik, die auch den Kopf beansprucht.

Kerr konnte jetzt fast jede Woche in der «Litterarischen Chronik» des *Magazins* über Stücke berichten, die in Berlin gespielt wurden. Er sah mehr Aufführungen, als er besprach (im *Magazin* etwa sechzig), lernte aus den Fehlern der anderen, bildete eine eigene Sprache und suchte einen eigenen Stil. Das Wochenblatt ließ ihm Zeit zum Schreiben, noch presste nicht der Andruck einer Tageszeitung und hatten die leichten, gespannten Sätze einen ruhigen Fluss – bis zum knappen zusammenfassenden und prägnanten Schlusssatz. Beispielsweise bei der *Bauernkomödie*: «Je weniger Alpenglühen und je mehr Blutwürscht, desto besser.»<sup>118</sup> Oder ein schlichter Verriss von Anfang an: «Am 4. Mai 1890 wurde Fitgers ›Von Gottes Gnaden‹ in der Freien Bühne zu Tode gelacht.»<sup>119</sup> Zu J. V. Widmanns *jenseits von gut und böse*: «Es ist nichts einzuwenden, wenn man Nietzsche bekämpfen will. Aber muss man es mit solchen Kunstwerken tun? Kann man nicht ein Gegner des Uebermenschen sein und doch etwas dramatischen Verstand besitzen?»<sup>120</sup> Zu *Der erste seines Stammes* von Richard Skowronnek, den er als «so etwas wie ein L'Arronge zweiter Garnitur» bezeichnet: «Bekanntlich besteht das deutsche Lustspiel darin, dass eine oder mehrere Personen blödsinnig werden.»<sup>121</sup>

Das waren nicht nur neue Töne in der Kritik, es war eine neue Haltung. Der Kritiker erklärte nicht, er vermittelte auch keinen Bildungstoff, er fühlte, analysierte und stellte klar, was er sah und erlebte. 1901 wird Kerr seine Kritik zu *Kater Lampe* von Emil Rosenow beenden mit

dem Satz: «So liegt der Fall, Rosenow. Nicht anders. Oder ich will ein schlechter Kerl sein.»<sup>122</sup>

Die Verteidigung der Doktorarbeit am 7. Februar 1894 in Halle kann Kerr nicht übermäßig belastet haben. Er fuhr danach sofort nach Berlin zurück, um am 8. Februar das Schauspiel *Ohne Geläut* von Fedor von Zobeltitz im Lessing-Theater zu sehen und am 17. Februar im *Magazin* darüber zu berichten: «Als ich das Stück sah, hatte ich die Empfindung einer immerhin achtbaren Arbeit. Jetzt, wo ich es rezensieren soll, merk ich, dass die Bilder vermattet und verblichen sind nach fünf Tagen.»<sup>123</sup> Deutlich betont er sein Ich, die Wertung seiner Gefühle, die Folgerung daraus und den Faktor Zeit für das Urteil. Der junge Kritiker schulte am Schlechten seinen Witz, übte sich in der enthüllenden Pointe: Zu Franz Helds *Das Fest auf der Bastille* heißt es: «Ich halte ‹Das Fest auf der Bastille› nicht für ein Drama, sondern für ein Unglück.» Er sucht schon jetzt nach dem «Ewigkeitszug»: «Der Ewigkeitszug, nach dem ich bei jedem Kunstwerk wittere, ist wahrhaftig bei Offenbach vorhanden», «in der Parodierung bei Paulton und Blumenthal fehlt er – das echte deutsche Lustspiel hat nun mal den Anstrich, als ob es von einer alten Köchin verfasst worden wäre.»<sup>124</sup>

In diesem Frühjahr bringt fast jede Ausgabe des *Magazins* eine Theaterkritik von Kerr.<sup>125</sup> Das Theater wurde damals durch Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, Wedekind und die Erfolge Sudermanns die führende Kunst; und wer sich mit ihr öffentlich auseinandersetzte, wurde bekannt. Die Rezension literarischer Werke gibt Kerr jedoch nicht auf. Am 12. Mai 1894 erscheint im *Magazin für Litteratur* sein Bericht «Das Ende der Rougon-Macquart». Gerade hat Zola mit *Le docteur Pascal* das letzte Stück geschrieben, «den letzten Stein» gesetzt «auf das Gebäude, an dem er ein Vierteljahrhundert gearbeitet hatte», so Kerr. Das Leben flutete durch seine Romane: «Schweigt still, er schuf ein ungeheures Werk!»

Kerr hatte den gesamten Rougon-Macquart-Zyklus gelesen. Er schreibt über *Le docteur Pascal*<sup>126</sup> und erwähnt oder zitiert dabei noch ein Heine-Gedicht, E. T. A. Hoffmanns *Serapionsbrüder*, Victor Hugos Drama *Hernani*, Boccaccios *Decamerone*, Wildenbruchs *Francesca und Galeotto*, *Die Meistersinger von Nürnberg*, Ibsens *Baumeister Solness*, den griechischen Philosophen Heraklit, einen Brief Flauberts an Zola,

den französischen Romancier Barbey d'Aurevilly, Leo Tolstoi, Bertha von Suttner, den französischen Kritiker Sainte-Beuve. Er glänzte mit vielen französischen Zitaten, zeigte seine Belesenheit (besonders in der französischen Literatur).

## Fontanes Ritterschlag

Was im August 1893 seine Nordau-Rezension für die Theaterkritik, das bedeutete am 16. Juni 1894 sein Artikel über Ernst von Wildenbruch für die Literaturkritik. Am 2. Juni gab es im Schauspielhaus das neue Stück *Christoph Marlow* von Wildenbruch über den englischen Dichter. Kerr schrieb: «Ich war begierig auf die Eindrücke, die ich empfangen würde, und ich will sie unbefangen wiedergeben. Was den Verfasser betrifft, so trug ich ein Vorurteil zu seinen Gunsten ins Theater. Ich hatte von Wildenbruch in diesen Tagen die Vorstellung, dass er ein Dichter sei: trotz der Hofdramatik und aller Verschrienenheit. Diese Vorstellung ist geblieben. Obgleich ich den Mangel an Geist des Mannes wieder erfahren habe.»<sup>127</sup>

Dann legt er die Unterschiede zwischen einem Jambendrama und «dem neuen Drama» dar: «Im Jambendrama sind die Ereignisse gemeinlich stark, und die Begründung beschränkt sich auf das Notwendige; im neuen Drama liegt die Stärke in der Begründung, und die Ereignisse sind abgeschwächt. Abgeschwächt in der Qualität, nicht abgeschwächt in der Wirkung.» Daraufhin seine Einwände: «Zwei Teile sind in seinem Trauerspiel klar zu scheiden: Marlows Liebesglück und Marlows Dichterabsturz. Die beiden Teile sind aneinandergesetzt. Von Ursächlichkeit zwischen ihnen ist keine Rede. Er stürzt nicht ab, weil ihn etwa die Liebe hinabzieht. Er liebt erst und dann stürzt er ab. Und er hätte auch abstürzen können, ohne je geliebt zu haben. Und er hätte lieben können ohne abzustürzen. Somit gar kein Zusammenhang?

Doch: ein feiner. In seiner Liebe entführt er eine Braut, und ihr Vater verflucht ihn; genau in der Mitte des Stücks; im darauf folgenden dritten Akt sinkt sein Dichtersturz schleunigst. Also: der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's erhört. Das ist aber, für uns, kein Zusammenhang; das ist Jambenkausalität. Im Leben ist noch nie ein Dichter zugrunde gegangen, weil ihn ein Vater verflucht hat! In diesem Punkte zeigt sich der Unterschied des alten und des neuen Dramas gleich in doppelter Form: einmal der Unterschied in der Technik des Begründens, dann der Unterschied in der Weltanschauung. Beides ist alt in diesem Trauerspiel. [...] Die zerklüftete Seele des Künstlers mit ihren schmerzlichen Absur-

ditäten des feineren zu schildern, war nicht seines Amtes; und nicht seines Könnens.»

Die Analyse war klar, die Begründung sicher, auf die Gegenwart bezogen und nachvollziehbar, der Unterschied der Epochen und ihrer Formen definiert, das Urteil zur Person und Sache gerecht, der Rezensent der Aufgabe nicht nur gewachsen, sondern sie souverän erfüllend. Noch am selben Tag schrieb Theodor Fontane einen Brief an den Herausgeber des *Magazins für Litteratur*:

«Ich lese immer mit Vergnügen, was Ihr Mitarbeiter Dr. Kerr im *Magazin* schreibt. Heute hat er ganz besonders ins Schwarze getroffen, und Sie müssen mir gestatten, da ich Dr. Kerr nicht kenne, Ihnen dies auszusprechen. Es ist das weitaus Beste, was über Wildenbruch je gesagt worden ist. Ich habe 10 Jahre lang und länger Wildenbruch bekämpft und bin daraufhin gelegentlich hart angelassen worden, aber das hat mich, mitten in der Fehde nicht abgehalten, einen genialen Zug an ihm immer wieder zu betonen. In den «Quitzkows» sind Szenen, die ihm nicht leicht einer nachmacht, und einzelne seiner Novellen sind Meisterstücke, noch richtiger geniale Würfe. Nebenher, in den Stücken, Unsinn und gänzlicher Mangel an Kritik. Aber Kerr hat das alles viel besser gesagt. Ich wollte meine Freude, dass er's getan, gerne äußern.»

Das war für Kerr der «Ritterschlag». Vier Jahre später kam er in einem Berliner Plauderbrief nach Fontanes Tod darauf zurück und meinte, er habe den Tag des Empfanges «als einen der stolzesten seiner Jugend in der Erinnerung» behalten.<sup>128</sup> In seiner bald aufgenommenen neuen Tätigkeit für die *Breslauer Zeitung* ab 1. Januar 1895 begann er denn auch gleich mit einer Beschreibung des von ihm so Verehrten.

## Huttens Erzählungen

Das Jahr 1894 war für den jungen Doktor reich an Ereignissen. Doch prüfte er noch immer, ob eine Gelehrtenlaufbahn möglich oder ratsam sei. Ohne Taufe kein Ordinariat. Es blieb die Möglichkeit, Schriftsteller zu werden. Ende Juni fuhr Kerr nach Hamburg zu einem Schriftstellerkongress. Er hatte zu schreiben begonnen, Novellen vorerst, eigene Begebnisse. Unter den Schriftstellern dort fühlte er sich nicht wohl. Der Kongress bot anscheinend nur ein Erlebnis, das sich ihm einprägte: Man fuhr hinüber nach Friedrichsruh, wo der 1890 entlassene Kanzler Otto von Bismarck lebte. Ein Treffen war verabredet. Der Altkanzler kam. Am 2. Juli 1894 schrieb Kerr darüber an seine Schwester Annchen: «Eben haben wir Bismarck gesprochen, der uns von seinem Oberförster am Bahnhof empfangen ließ. Eine Viertelstunde stand ich vor ihm und hörte und sah ihn sprechen, diesen wundervollen alten Mann. Ich küsste ihm die Hand. Wir alle sind tief ergriffen. Als er mit seinen Hunden erschien, begann ein allgemeines Schluchzen vor Erregung.»<sup>129</sup> Kerr hat das sein Leben lang nicht vergessen.

Mit der Schriftstellerei schien er sich nicht sicher zu sein. Er probierte sich weiter im Erzählen, aber nicht unter seinem Namen, sondern als «Ernst Hutten». Schon der Schüler Kerr kannte das Schauspiel *Franz von Sickingen* (gedruckt 1860) von Ferdinand Lassalle; der hatte in seiner Vorrede den rebellischen Reichsritter und Humanisten Ulrich von Hutten (1488 – 1523) rühmend zitiert. Ein freier Geist, dessen Ruf in die Zeit «O Jahrhundert, o Wissenschaft! es ist eine Lust zu leben» und das Bekenntnis aus seinem letzten Gedicht «Ich habs gewagt mit Sinnen und trag des noch kein Reu»<sup>130</sup> sprichwörtlich bekannt waren – und beides Kerr-gemäß. Der Kritiker Kerr hatte seinen Platz im *Magazin*, der Schriftsteller Hutten fand ihn in dem damals viel gelesenen Unterhaltungsblatt *Romanwelt*, herausgegeben von Otto Neumann-Hofer, der auch das *Magazin für Litteratur* verantwortete.

*Herbst* hieß das erste Stück, das Ernst Hutten vorlegte. Es begann so: «Der ist vorigen Dienstag gestorben.» Ich hatte nach meinem alten Buchbinder gefragt, dem ich einen Stoß zerflatternder Blätter zum Einbinden brachte. Es waren, fast schäm' ich mich's zu sagen, meine Ta-



gebuchaufzeichnungen, die ich fast jeden Abend seit dem Beginn der Universitätszeit niedergeschrieben hatte. Jetzt wollt' ich sie binden lassen, weil mir die Hefte schon allzustark aus dem Leim gingen. Etwas Eitelkeit war dabei, – aber auch eine gewisse Anhänglichkeit an diese vertrauten Erinnerungszeichen. Ich nahm die Hefte unter den Arm und stieg die vier Treppen wieder hinunter. Unten in der Potsdamer Straße wurden gerade die Laternen angesteckt.» Kerr fängt an mit sich, geht die Tiergartenstraße entlang, blättert in alten Tagebüchern, zitiert, was er damals schrieb, als «Therese» ihn verlassen wollte, weil der Abstand zu groß zwischen ihnen sei, er immer so scharf redete und nicht der treueste war; und da war noch jene «Alice Weber», die immer wieder in den Geschichten geistert. Ein Jüngling schildert seinen Liebesschmerz – dann kommt der Leser zurück in die Nüchternheit des Tages. «Eine zeitgemäße Plauderei» nannte sich das Stück, und es enthielt sehr viel vom künftigen Kerr. Er schreibt, was er erlebt hat; kurze Sätze, Gesprächsfetzen, plaudernd.

So wird es bleiben: Der Stoff seines Schreibens ist er selbst, und indem er von sich erzählt, sieht man die Gesellschaft, in der er sich bewegt, wie sie lebt oder tanzt, was sie in diesem Herbst den Gästen serviert im Gegensatz zum vorigen. Die Geschichte enthält ein kleines Berlin-Porträt, ist schon ein Vorläufer der «Berliner Briefe».

Der Schriftstellerprobierer Kerr schreibt 1894 Liebesglück- und schmerzgeschichten. *Die Überwinderin* ist so eine. In *Pantolon und Columbine* kleidet er Mädchen- und eigene Männergefühle ins historische Kostüm. Ein unterhaltsam-anstrengender Festabend ist vorbei. Man hat Schumanns Verlobungsmusik *Carnaval* aufgeführt. Ein junges, schönes Mädchen hat mit dem Baumeister Klenze, als Pantolon und Columbine kostümiert, getanzt. Der Abend klingt nach in den Gedanken des Mädchens, dann bei Klenze. Am nächsten Tag will Klenze um das Mädchen werben. Kerr erwog die Gefühle und Gedanken beider Seiten, was jeder gewönne. Es wurden sieben Erzählungen; sie brachten wohl Entlastung und Bewältigung eigener Wirrnis: *Flucht* ist die Geschichte einer heftigsten Liebesaffäre, die Kerr verwirrte.

Eine Ehe schließen? Sie wurde wohl von dem Verliebten erwartet. Er sieht sich in einer Pression, überlegt, was ihm an Freiheit und Lebenslust

in einer Ehe entgehen würde, und spürt die Ernüchterung: «Die Sehnsucht war so ungeheuer groß gewesen, er hatte sich die Erfüllung bedeutender vorgestellt – oder was um Himmels willen war es, das jetzt seine ganze Stimmung herabdrückte.» «Mit dem Augenblick, wo sie in seine Arme gesunken war – das spürte er – Ja, da war wohl der stärkste Reiz zerflossen.» «Wenn er zergliedern wollte, und das war doch sozusagen sein Beruf – er hatte nachher nicht mehr das Gefühl, dass sie dieses bestimmte Mädchen war sondern – Mädchen.» «Er spürte, dass er keine Neigung hatte, Pädagoge zu sein und seine Neigungen einzuschränken. Er dachte sogar daran, dass es mit den ‚kleinen Mädchen‘ dann aus sein würde, mit denen er sich hie und da an der Potsdamer Brücke getroffen. Manchmal prachtvolle Bälger voll naiver Verderbtheit. Nicht mal eine Reise würde er mehr selbständig machen, das heißt improvisieren können, wie so oft früher. Wenn es ihm um neun einfiel, etwa nach Helgoland zu fahren, war er um zehn auf dem Lehrter Bahnhof und kein Hahn krächte nach ihm. Das alles, alles, alles sollte aus sein. Es fasste ihn eine Angst, ein körperlicher Schmerz.»<sup>131</sup>

In dieser Erzählung verriet Kerr abermals viel von seinem Inneren. Mit dem Nachgeben des Mädchens zerfließt der Reiz, und sie wird ihm unbequem. Er suchte damals nur das Abenteuer. In seinen Notizbüchern ist fast Buch darüber geführt. Seine Bindungsangst, sein Bedürfnis nach Freiheit, nach Reisen und flüchtigen sexuellen Erlebnissen ist groß. Und geradezu vorausschauend ahnt er, dass er erst in sehr viel höherem Alter seine wahre Freude an Kindern haben werde. Er flieht also: «Im Jahr 1894 hatte ich Berlin verlassen, um für drei Monate dieser Stadt fern zu bleiben, allerhand Zerwühlendes los zu werden. Es war höchste Zeit, dass ich fortkam»; und weiter: «Wie eng wir doch im Kunsterlebnis zusammenhängen mit eignen Erlebnissen.»<sup>132</sup>

Man konnte in diesen Hutten-Erzählungen Talent wittern. Neumann-Hofer mühte sich, als die Geschichten erschienen, dem jungen Doktor ein Einkommen zu sichern. Die *Romanwelt* erschien 1894 und 1895 im Verlag Cotta. Dem Verleger schrieb er am 22. April 1894 folgenden Brief: «Verehrter Herr Geheimrat, Ich möchte zurückkommen dürfen und eine Empfehlung hinzufügen, nämlich den Vorschlag, den Herr Lehmann<sup>133</sup> Ihnen bezüglich des Herrn Dr. Alfred Kempner (Al-

fred Kerr, Ernst Hutten) vorgetragen hat, mit günstigem Auge zu betrachten. Die Sachlage ist die, dass Herr A. K. einen festen materiellen Boden für seine Existenz braucht. Der Boden braucht nicht breit zu sein, es genügt, wenn er bescheiden ist; er will nur nicht auf die zufälligen Erträge seiner Feder angewiesen sein, will nicht einen gewissen inneren Zwang zur Produktion spüren, dessen er bei seiner träumerischen Natur zu bedürfen glaubt. Bei seiner hervorragenden Begabung ist es auch kein Zweifel, dass er ein Engagement irgendwelcher Art findet; damit würden wir ihn aber verlieren.

Ich habe ihn bisher abgehalten, sich anderweitig zu binden, indem ich ihm versprach (und Dr. Lehmann gab ihm dasselbe Versprechen), bei der Union ein Fixum für ihn zu beantragen. Dieses Fixum, das wir beantragen, ihm durch die Kasse der hiesigen Zweigniederlassung auszahlen zu lassen, ist 250 Mark. Er hingegen würde sich verpflichten, alles, was er schreibt (mit Ausnahme der bereits eingegangenen Verpflichtungen gegen die Frankf. Ztg. und die Gegenwart, die aber unbedeutend sind), uns einzuliefern. Bisher hat Hr. Dr. K. Beiträge unter verschiedenen Namen für die Romanwelt und das Magazin<sup>134</sup> geliefert. Nichts hinderte aber daran, dass er auch für die anderen Organe der Union schriebe.

Dass die Union zu kurz komme, ist schwerlich zu befürchten. Die Summe von 250 M. arbeitet er zuweilen jetzt schon im Monat ab. Es ist auch nicht seine Meinung, sich etwas schenken zu lassen. Für die Union würde ich es andererseits nicht für unvorteilhaft halten, sich dieses junge und leistungsfähige Talent zu sichern. Mit ausgezeichnete Hochachtung Ihr ergebenster Otto Neumann-Hofer

NB. Redaktionell dürfte Hr. Dr. K. weniger gut zu verwenden sein; seine eigenwillige, capriziöse und träumerische Intelligenz, die ihn zu so prächtigen schriftstellerischen Leistungen befähigt, würde ihn vielleicht hindern, die praktischen Seiten der redactionellen Tätigkeit wahrzunehmen.»<sup>135</sup>

Neumann-Hofer hatte anscheinend einen recht guten Einblick in Kerrs Persönlichkeit. Eine Vereinbarung mit Cotta scheint nicht zustande gekommen zu sein. Was Alfred Kerr als Ernst Hutten schrieb, kann man als Beitrag für die finanzielle Sicherung seines Lebens in Ber-

lin ansehen.<sup>136</sup> Sollte es mehr für ihn gewesen sein, so hat Kerr wohl bald begriffen, dass es seine Sache nicht war. Keine der Erzählungen überschreitet den Horizont der *Romanwelt*, nirgendwo gewinnen Thema und Sprache eigene Kraft. In der *Adventsreise* hatte «Hutten» Kerrs eigentlichen Fluchtpunkt genannt, wenn ihn Kummer plagte: die Welt seiner Schwester in Wüstegiersdorf.<sup>137</sup> Sie ist von Herzlichkeit und Ruhe bestimmt. Hier macht er Rast, wenn er aus Berlin flieht. Hohes Glück ist, wenn die Geschwister zusammen musizieren. Kerr sitzt am Klavier, die Schwester singt, es war die schönste Form familiärer Eintracht. In Berlin lebte er sein anderes Leben.

## Entdeckungen für die Zukunft

In diesem Umfeld machte Kerr eine Entdeckung, die in sein künftiges Leben reichte. «In einem schlesischen Gebirgsdorfe, wo mein Schwager Arzt ist, saß ich die ersten Wochen vor der Abreise nach Italien. Es war der Zustand, wo die Natur, Luft, Berge nicht die geringste Wirkung üben; wo man gepresst, totengleichgültig, voll verhaltener Ausbrüche ist, von keinem Weib etwas wissen will und nur das unstillbare wütende Verlangen fühlt nach dem einzigen Körper des verflucht geliebten Frauenzimmers, das man verlassen hat, für die man mit Bräutigam und Mutter auf seiner Bude sich herumgeschlagen hat, und die man aus dem Wasser holte, da sie aus Wut und Jugend und Liebesbestialität und Komödie hineinhopste.

In dieser Stimmung, abwesend, willensgelähmt und voll drohender Raserei las ich eines Morgens «Die Frage nach dem Schicksal». Es war das erste Stück eines «Anatol» benannten schwächtigen Bandes. Als ich die ersten zwanzig Seiten las, sank eine leise, entzückende Stimmung herab, wie laue Regentropfen im Juni, es löste sich etwas in mir, die Seiten kosten mich, und ich dachte nun wieder, nach all den wilden Auftritten, an jene unvergesslich süßen Nächte zurück, auch an die abendliche Pfaueninsel und an die späten Fahrten auf der wipfelstillen, dunkelgrünen Havel mit dem schwachen, roten Schein, – und an ihre besten Liebestage und ihre schlichteste Hingebung. Dann, als meine Schwester beim ersten Frühstück den Tee eingoß, sprach ich zu ihr in seltsamen Entdeckungen: «Annchen, hier hab' ich ein Buch – das ist der wundersamste Kerl, den ich kenne. Und heißt «Schnitzler»!»<sup>138</sup>

Kerr wird die Szenen des *Anatol* lesen und die der *Liebelei* und schließlich die Novelle *Sterben* und dann, zwei Jahre später, seine zartersonnene Huldigung schreiben, die nur «Arthur Schnitzler» benannt ist, aber ahnen lässt, was er, Kerr, hätte werden und können mögen, wenn er der Poesie habhaft und der Schmerzen und Sehnsüchte der Menschen wirklich teilhaftig hätte werden können. Seine eigenen Erzählungen sind kleine Dramolette um die Eskapaden des eigenen Ichs, das bemerkt, dass es auch ein Herz hat, das andere berührt. Das andere, die Liebe, lässt Kerr nur zu als Abenteuer und Erfahrung; wenn er sich

stellen muss, flieht er noch. Seine Scheu, sich zu binden, ist eklatant, das Verlangen, begehrt zu werden, ist groß. Schmerzlich wurde Kerr sich bewusst, dass er keine Gestalten schuf, vom Betrachten, Analysieren, Zergliedern lebte und nicht vom Dichten. Schnitzler versenkte sein Ich in die Schicksale anderer. Kerr kannte und suchte nur sich. Auch aus diesem Gegensatz wurde eine Freundschaft. Es ist der Magnetismus des Konträren.

Er war also aus Berlin geflohen, zunächst zur Schwester und dann weiter nach Italien. Kerr verbrachte einige Zeit am Gardasee<sup>139</sup> und im September ein paar Wochen in Venedig, wo er jeden Abend ins Theater ging und die Duse in der Orchesterloge sitzen sah. Er muss die italienischen Stücke recht gut verstanden haben. Die Duse, sagte er, habe ihm «ein neues Gewissen»<sup>140</sup> gegeben. Er kehrte erst im Spätherbst von Venedig nach Berlin zurück.

In *Welt im Licht* beschrieb er später, wie er die alten Gasthofsrechnungen von 1894 und die Briefe der venezianischen Bürgerstochter Rakéele, die sie ihm 1895 nach Deutschland geschrieben hatte, wiederfand. «Dieses entzückende Mädchen aus einer Kleinbürgerfamilie hatte mich damals venezianisch sprechen gelehrt.»<sup>141</sup> 1894 war sie achtzehn, sechs Jahre später traf er sie wieder. «Rakéel', die ich kennenlernte beim Briefmarkenholen, die du später (beim ersten Mal) nur zwei delirierende Worte hattest, ein abwehrendes, beschwörendes: prego!! und dann ein dahingegebenes: gioia!!»<sup>142</sup> Bei diesem ersten längeren Aufenthalt 1894 begann Alfred Kerrs anhaltende Liebe zu Italien; der «Zauber» erneuerte sich 1900: «Als ich, sechs Jahre früher, zum ersten Mal auf dem Gardasee fuhr, summten in der Luft selig die Liedworte <Kennst du das Land ...?> in Beethovens Melodie.»<sup>143</sup> Die Italienreise war wohl lange geplant – als Abschluss der Studien und Übergang aus dem Studierzimmer in die Welt. Ein Luxus, damals. Reich an neuen Eindrücken, kam er zurück.

In Berlin lebte Kerr relativ bescheiden in wechselnden Wohnungen und einfachen Zimmern zur Untermiete. Er besuchte die Theater, schrieb für das *Magazin* und wurde ein gesuchter Gesellschafter. Sein Witz belebte jede Unterhaltung, sein Klavierspiel war exzellent, die Damen mochten ihn gern (und nicht nur die Damen). So verschaffte er sich

Einblick in die höhere Gesellschaft, die am Tiergarten wohnte. Bei seiner Rückkehr aus Italien hatte er die Hoffnung auf eine Gelehrtenlaufbahn wohl endgültig aufgegeben und die Erfahrung beherzigt, dass ihm als Juden Armee, Politik, Diplomatie und auch die Universität mehr oder weniger verschlossen waren, wenngleich nach der Emanzipation kein Gesetz dagegen sprach. Er hatte sich wohl ausgerechnet, einmal von seinem Schreiben leben zu können. Stoff bot die Stadt genug.

In Berlin gastierte eben der vielgenannte André Antoine mit seinem Théâtre Libre aus Paris. Gleich sah und notierte Kerr fürs *Magazin*, «dass diese Franzosen stärker im Accentuieren und schwächer in der Leidenschaft als die Italiener sind». <sup>144</sup> Man spielte Ibsens *Gespenster*. Kerr fand Antoines Leistung bedeutend, aber die Truppe biete nichts, aus dem das deutsche Theater Nutzen ziehen könne. Berlin besitze bereits die Vorzüge des Théâtre Libre in erhöhtem Maße. «Die Tugenden sind negativ. Man ergötzt sich wol [sic] an Einzellern, aber man sehnt sich nicht nach dem Ganzen zurück. In diesem Punkt ist die neue deutsche Dramenkunst der französischen weit überlegen. Antoine selbst hat die Armut Frankreichs in dieser Hinsicht eingeräumt.» <sup>145</sup> Ein langer Nachruf auf Antoines Theater folgte zwei Wochen später. Kerr war von der Superiorität des deutschen Theaters mittlerweile überzeugt: «Wann endlich wird es uns zu vollem Bewusstsein kommen und wie oft werde ich es wiederholen dürfen: dass wir Deutschen die vordersten Europäer sind auf dem Gebiet des neuen Dramas?» «Gefühle, die ein ganzes Zeitalter bewegen, haben in unserem neuen Drama den klassischen Ausdruck gefunden.» «Im Zeitalter des Sozialismus erwächst in Deutschland die Tragödie des Mitleids.» <sup>146</sup>

Kerr sah bald, dass seine Kritik auch in Frankreich gelesen wurde. Ein Monsieur de Wyzéwa hatte seinen Artikel über Antoines Théâtre Libre, der das französische am deutschen Theater maß, in «einer Art Übersetzung» den Lesern des *Temps* zugänglich gemacht und ihn, Kerr, sogar «einen der bedeutendsten Theaterkritiker Berlins» genannt. Im *Magazin* vom 22. Dezember 1894 erschien seine Antwort an Herrn Wyzéwa, damit der seine Kritik an Antoine auch wirklich verstehe. Deutschland habe nun mal die «individualités», die Frankreich nicht habe, das sei der Unterschied, und das habe mit deutschem Chauvinismus

nichts zu tun. M. de Wyzéwa möge es ihm glauben und weiterhin für die Verständigung der beiden Völker schreiben. Der Ton des Briefes zeigt, wie souverän Kerr sich ironisch und sarkastisch auf Französisch ausdrücken konnte, wie er im Französischen einen eigenen Stil fand und also schon damals (kurz vor seinem 27. Geburtstag) in einer der anspruchsvollen Zeitschriften Frankreichs wahrgenommen wurde.<sup>147</sup>

Kerrs Versuche mit der literarischen Schriftstellerei endeten 1895. Das letzte Stück hieß *Ernst Huttens Werbung* – fast ein Gewissensstück. Die Szene: eine Abendgesellschaft wie einst, glanzvoll, auch mit Frauen, die er «kannte». Überdruß hat ihn gepackt. Kerr betrachtete Huttens Leben und Hoffen und sprach dabei von sich: «Er ist sich bewusst, an einem Wendepunkt zu stehen. Die unselige Neigung, alle Dinge zu zergliedern, hatte wenigstens den einen Trost, dass sie ihm einen Schimmer von Klarheit gab. Es war ja ein langsames Ausbluten, ein Erkalten, ein Stillstand der Seelenorgane. Was war ihm geblieben? Misstrauen.»<sup>148</sup> Die *Werbung* ist ein Abschiedsstück von der einst zauberhaften jungen Marie, von den Studentenjahren und von der Schriftstellerei, weil ihm, Ernst Hutten alias Alfred Kerr, «doch keine Gestalten» gelingen und auch künftig nur: analysierende Porträts erlebter Personen. Es ist sein Abschied auch von Ernst Hutten: «Ich bin ich, und du bist du!»

Kerr trug *Ernst Huttens Werbung* im Winter 1895 vor, die auf einer Sitzung der Freien Litterarischen Gesellschaft in Berlin Friedrich Spielhagen zu ihrem Vorsitzenden und Kerr zum 2. Schriftführer gewählt hatte. Er lüftete dort das Pseudonym. Veröffentlicht wurde das Stück – als wollte er es noch nicht von sich geben – erst Jahre später, 1899. Da schrieb er schon längst an seinem Buch *Das neue Drama*, das ihn, Alfred Kerr, auch zur «persönlichen Erscheinung» brachte.<sup>149</sup> Schon als er die *Werbung* 1895 vorlas, war die Entscheidung gefallen. Im Dezember 1895 endete seine Mitarbeit beim *Magazin*.<sup>150</sup> Die *Breslauer Zeitung* hatte sich gemeldet. Sie hatte einen Auftrag, in dem er sich fand. Etwas Neues begann.

[...]

[...]



# Endnoten

- 1 GW I,1 S. 472. Amalie Calé war die zweite Tochter des 1795 geborenen Jakob Henschel, er wiederum der vorletzte der sechs Söhne von Moritz H. GW I,2 S. 290. Bei der Reise nach England 1922 trifft Kerr in Schottland den Sänger Sir George Henschel. Sie sind weitläufig verwandt, George Henschels Großvater war Kerrs Urgroßvater.
- 2 BB S. 538.
- 3 Cohn, S. 46.
- 4 Liebermann von Wahlendorf S. 14: «denn die Feier des großen christlichen Festes der Liebe ließen sich die damaligen guten jüdischen Familien ebenso wenig als die Feier ihrer eigenen großen Feste nehmen.»
- 5 Unterlagen über Kerrs Brith Millah und über seine Bar-Mitzwa waren trotz intensiver Suche in Warschau, wo die nicht zerstörten Synagogenunterlagen aus Breslau liegen, nicht auffindbar.
- 6 GW V/VI S. 252.
- 7 ... «den ‹Kronprinzen› Friedrich III. verehrten sie» (er war seit 1858 mit der britischen Prinzessin Victoria verheiratet). GW V/VI S. 252.
- 8 Sein inniger Nachruf auf die 1901 verstorbene frühere britische Prinzessin und Witwe von Kaiser Friedrich III. ist dafür nur eine, aber außerordentliche Bestätigung. «Landestruer», *Königsberger Allgemeine Zeitung*, 11. August 1901, GW V/VI S. 43–8.
- 9 GW V/VI S. 262. Bedeutung des Wortes «Knote» laut Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch*, Berlin / New York 1989, S. 385: «ein plumper Mensch, auch älter, nordostdeutsch gnote ‹Handlungsdiener›. Schreibung und jüngere Bedeutung sind offenbar beeinflusst von Knoten, das ältere Wort ist dagegen die niederdeutsche Form des Wortes Genosse, das in bestimmten Bereichen abgesunken ist.» Kerr benutzte das Wort im Exil öfter: «Heut kneipen ihn knechtische Knoten», über den Wein in Deutschland, GW II S. 280 und im Gedicht «Der Karren (S. 313): «In Deutschland haben üble Knoten» ...
- 10 Volkov, S. 110.

- 11 GW I,2 S. 138.
- 12 Ein jüdischer Grabstein des am 4. August 1203 verstorbenen Kantors David weist sie aus. Heute ist dieser Grabstein in der Mauer des Friedhofs an der Lohestraße, ul. Slezna, zu sehen, wo Kerrs Eltern liegen.
- 13 Menzel, S. 11, Maser, S. 60, Lagiewski Abb. 28.
- 14 Das «Jüdisch-Theologisches Seminar (Fraenkelscher Stiftung)», ermöglicht durch eine testamentarische Verfügung des 1846 verstorbenen Kommerzienrats Jonas Fränkel, diente vom 10. August 1854 bis zum 21. Februar 1939 vor allem als Ausbildungsstätte für Rabbiner und war eines der wichtigsten und anerkanntesten seiner Art in Europa, mit eigenen Zeitschriften und einer besonders reichhaltigen Bibliothek. Thomas Meyer, Rabbis für alle, *Die Zeit* 12. August 2004, S. 42.
- 15 Schütz, S. 123.
- 16 Nichtgetauften Bürgern jüdischer Herkunft war es nach wie vor kaum möglich, Universitätsordinarien zu werden, was Kerrs beruflicher Karriere Grenzen setzen sollte. Bei der formalen Gleichstellung ging es vor allem um ökonomische Interessen. Für das Ziel, die englische Wirtschaftsmacht zu überholen, sollten auch die Juden eingespannt werden, wobei die Befürchtung, die nächste Generation könnte zu einflussreich werden, immer mitschwang.
- 17 van Rahden, *Juden und ...*, S. 32 über die Sozialstruktur, die private und öffentliche Geselligkeit, das Schulwesen und die städtische Politik: «Von 1850 bis 1914 schwankte der jüdische Bevölkerungsanteil zwischen acht und vier Prozent.» Zwischen 1800 und 1933 zählte die Breslauer Jüdische Gemeinde zu den drei größten Deutschlands; van Rahden, *Sprechen und ...*, S. 221.
- 18 van Rahden, *Juden und ...*, S. 93, 99.
- 19 van Rahden ebd. und *Sprechen und ...*, S. 224
- 20 *Preußische Jahrbücher* 44 (1879) S. 559–576 vom 15. November 1879.
- 21 van Rahden, *Juden und ...*, S. 277, Aschheim, S. 59.
- 22 Treitschke, «Unsere Aussichten», zit. bei Glatzer, S. 126.
- 23 Treitschke, Glatzer, S. 125.
- 24 Hoffmeister, S. 47 f.

- 25 Der achte und letzte aller Bücher und Schriften des teuren seligen Mans Gottes, Doctoris Martini Lutheri, Tomos 8, Jena 1562, S. 95.
- 26 Glatzer, S. 127.
- 27 van Rahden, *Juden und ...*, S. 277.
- 28 Vor allem zwischen 1882 und 1887. 1880 wanderten 8000 Juden aus dem sogenannten Ansiedlungsrayon in Russland nach Amerika aus. 1887 waren es 62 000. Adler-Rudel, S. 5.
- 29 van Rahden, *Juden und ...*, S. 272 f.
- 30 Ebd., S. 278.
- 31 *Elisabetan* S. 131; van Rahden, *Juden und ...*, S. 179, 181.
- 32 van Rahden, *Juden und ...*, S. 211.
- 33 GW V/VI S. 253.
- 34 *Elisabetan* S. 124.
- 35 2 Bände 1888 beim Verlag von Max Woywod in Breslau.
- 36 GW V/VI S. 169 f.
- 37 BB S. 512. Die Gedenkschrift zum 700-jährigen Gründungsjubiläum des Gymnasiums erwähnt 1993 als eine der «Persönlichkeiten des ausgehenden Jahrhunderts» unter den Lehrern Dr. Zimpel. Cohn S. 32: Cohns Brüder besuchten das Elisabeth-Gymnasium und berichteten über ihn: «Von dem längst verstorbenen Professor Zimpel wurden im Deutschen große Anforderungen gestellt.»
- 38 WB S. 236.
- 39 So Kerr am 28. 3. 1915 in der *Königsberger*, als die Lernmittelkommission einer Oberschulbehörde ihm mitgeteilt hatte, dass einige seiner Werke in ein Lesebuch aufgenommen worden seien. *Deutscher Balladenschatz*, hg. v. Gustav Wendt, mit Originalzeichnungen Düsseldorf Künstler, Berlin 1867.
- 40 *Magazin für Litteratur* Nr. 18, 1894, S. 570.
- 41 GS/WD III S. 348; 23. 10. 1908 über *Fiesco*.
- 42 WB S. 239 f. und GW V/VI S. 255.
- 43 Das Glück am Schulschluss, *Pariser Tageblatt* 17. Juli 1935.
- 44 GW V/VI S. 257 f. An diesem Brief scheint ihm viel gelegen zu haben. Julia Kerr packte ihn in den Koffer, den sie ins Exil mitnahm. Dadurch blieb er erhalten. (Es hätte Kerr sicher missfallen, dass die Ver-

fasserin auf dem Breslauer Friedhof bei Nennung des Namens Kempner an ihr Grab und nicht an das seiner Eltern geführt wurde.)

45 *Es sei wie es wolle* S. 170, GW I,1 S. 477.

46 Als sich beide 1922 wiedertrafen, lag das gemeinsame Abitur 36 Jahre zurück. Trentin hat in Breslau zweimal jüdische Interessen verteidigt: 1907 die Rechte einiger jüdischer Lehrerinnen, die an Stadtbibliotheken angestellt werden sollten, nachdem sie aus den Volksschulen entfernt worden waren (van Rahden, *Sprechen und* S. 232), und im März 1912 unterzeichnete er eine Petition gegen die Ritualmordlüge. Kerr besprach später Arnold Zweigs Stück darüber.

47 «Aus Breslau meldet man den Tod eines herrlichen Mannes, der dort Bürgermeister war – bis die Krankheit ihn wegrief. Er hing an seinem Land ... und an freiheitlicher Entwicklung. Sohn einer katholischen Offiziersfamilie; Schüler vom besten Jahrgang des Breslauer Elisabetans. Mit allen guten Zügen eines wahren Schlesiens: kernhaft und menschlich. Wer ihm begegnete, war ihm zugetan. Wer ihn von Kindheit kannte, hat ihn geliebt. Bei der Hauptmann-Feier, 1922, sah man sich zuletzt. Was von ihm bleibt, ist ein reines Gedenken.» In der Buchfassung *Es sei wie es wolle* S. 176 f. fügte Kerr hinzu: «Als meine Mutter starb [1911], war er vor mir auf dem Friedhof.» Nachruf am 18. 3. 1926.

48 GW V/VI S. 176.

49 Liebermann von Wahlendorf, S. 77, Foerster, S. 59 f.

50 Brief, den er zu Beginn des Weltkriegs an die Behörde schrieb. Siehe Teil II.

51 Frevert, S. 210 f., und Sieg, S. 30.

52 Kerrs Freund Walther Rathenau, derselbe Jahrgang, stand aufgrund seiner jüdischen Herkunft weder die erwünschte Laufbahn eines Berufsoffiziers noch die Qualifikation zum Reserveoffizier offen.

53 In dieser Vita wird Kerrs Geburtsdatum irrtümlich mit 8. Januar 1868 angegeben.

54 Aus Kerrs Nachruf, als Weinhold Ende 1901 starb, in einem Berliner Plauderbrief: *Königsberger* 22. 12. 1901: «Von deutscher Wissenschaft».

55 Korn-Verlag, Breslau 1779.

- 56 GW IV S. 13–15 und S. 9.
- 57 GW V/VI S. 263.
- 58 Richarz, Bd. 2, S. 40. Willy Cohn sah die Sache mit dem Alkohol etwas anders, S. 52: «Im Grunde sagt der Alkohol unserer Rasse nicht zu.» «Aber der jüdische Student aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seinen ewigen Minderwertigkeitskomplexen gegenüber arischen Studenten fühlte sich zum Trinken verpflichtet, auch wenn es ihm nicht bekam. Ähnlich stand es mit den Bestimmungsmensuren in einer Zeit, da es als höchste Würde des Akademikers galt, mit einem Gesicht herumzulaufen, das wie Beefsteak à la tatar aussah.» Rürup weist nirgends eine Mitgliedschaft Kerrs nach.
- 59 Glatzer, S. 281 und 325.
- 60 Kerr hat Drumonts Buch vor 1900 gelesen und zitiert. Damals, 1900, hat Maximilian Harden Drumont mit den Worten verteidigt: «wie übermächtig die jüdische Plutokratie geworden ist und wie mit gutem Recht Drumont schon vor Jahrzehnten von der France Juive sprechen konnte». Drumont vertrat den Standpunkt, dass das jüdische Blut nie auszulöschen sei und weder Taufe noch Assimilation daran etwas ändern könnten.
- 61 Jahr, S. 161.
- 62 Fleischer, S. 253 und 337. Siehe auch *Ahlwardt und seine Judenfeindlichen. Ansichten eines deutschen Waffenoffiziers*. Berlin 1892.
- 63 Eine Hungersnot in Russland 1890 und eine zweite Pogromwelle dort 1891 und 1892 hatte die Ausweisung von Juden aus Moskau und St. Petersburg zur Folge. Viele dieser Juden kamen nach Deutschland. Vor allem in Berlin erreichte die antisemitische Agitation 1893 einen Höhepunkt. Ahlwardt sprach im März 1893 in Breslau über das Thema «Warum muss der Antisemitismus siegen» und füllte einen der größten Säle der Stadt. Im Kontext der Ausweisungen aus Russland schlug Ahlwardt 1895 dem Reichstag vor, Deutschland solle seine Grenzen gegen «Israeliten, die nicht Bürger des Reiches sind», verschließen, wobei er seine Behauptung wiederholte, dass eine Assimilation unmöglich sei.

- 64 Drei Bände will er vollgeschrieben haben. Eine angekündigte Veröffentlichung kam nicht zustande, die Manuskripte sind auch nicht erhalten.
- 65 GW V/VI S. 43–48.
- 66 WB S. 28. Seine künftige Schwiegermutter war eine Reichenheim, die 1897 Robert Weismann heiratete.
- 67 Höppner, S. 111.
- 68 Hermand, *Germanistik*, S. 59.
- 69 Krauss, S. 65–126.
- 70 Erich Schmidts *Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften* erschien in zwei Bänden, Berlin 1884 und 1892. *Herder* von Rudolf Haym (bei dem Kerr promovierte), 1877–90. In seinem Buch *Lessing und die Juden* charakterisierte der Antisemit Adolf Bartels später Erich Schmidt als «ausgesprochensten Judenfreund».
- 71 Adamski, S. 57–59.
- 72 Brahm hatte wie Kerr seinen Namen geändert, ursprünglich hieß er Abrahamsohn; Max Reinhardt, einst Goldmann, trat seit 1890 unter dem Namen Reinhardt auf; Adolph L'Arronge hieß ursprünglich Aronson, der Journalist Maximilian Harden wurde 1861 als Felix Ernst Witkowski geboren und trug den Namen Harden amtlich ab 1887.
- 73 BB S. 77.
- 74 Adamski, S. 58, zitiert das Abgangszeugnis Kerrs und seine Matrikelnummer 1091/78 aus dem Archiv der Humboldt-Universität.
- 75 Erst ab 1909 konnte die Syphilis mit Ehrlichs Medikament Salvarsan behandelt werden.
- 76 Schlenther, S. 80. In seinem großen Ibsen-Aufsatz von 1896 zitiert Fontane ihn etwas anders als Schlenther. Ihm zufolge sprach Hoffory von dem Beginn einer neuen Epoche der «deutschen Literatur» und nicht der Literaturgeschichte. Die Aufführung wurde vielfach rezensiert, u. a. von Paul Schlenther, *Vossische Zeitung* 10. Januar 1887; Oscar Blumenthal, *Berliner Tageblatt* 10. Januar 1887; Otto Brahm, *Frankfurter Zeitung* 12. Januar 1887; und Fontane, *Vossische Zeitung* 13. Januar 1887.

- 77 Promotionszeugnis. Am 18. April 1897 hat er ihm in den Berliner Briefen einen Nachruf gewidmet. Darin fragt Kerr (BB S. 266), warum langes Siechtum nicht beendet werden kann, was er dann ja für sich umgesetzt hat.
- 78 In der Kritik zu Ibsens *Klein Eyolf*, siehe GW VII,1 S. 28.
- 79 André Antoine hatte mit seinem Théâtre Libre in Paris bereits ähnliches versucht.
- 80 *Vossische Zeitung* 30. September 1889, Fetting, S. 32.
- 81 1899 schrieb Kerr anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Freien Bühne: «Wir gedenken niemals ohne Begeisterung dessen, was wir damals miterlebt. Es war ein Aufschwung.» «Vorbei die elende Flachheit, gestützt von den Stützen der Gesellschaft. Frische Werte wollten auferstehen. Und ein Zauber von moralischer Kraft strahlte, neben allem anderen, aus dieser Stiftung, die im Kampf geschmiedet war.»
- 82 Gerade seine fürchterliche Abrechnung mit ihm im Exil 1933 zeigt, wie viel ihm an diesem Autor lag und wie tief ihn der Verlust von Hauptmann traf. In einem BBC-Vortrag im Exil (etwa 1944, also 55 Jahre später) gedenkt er des nachhaltigen Eindrucks von damals. In seinem Todesjahr 1948 gab es noch eine Auseinandersetzung um einen Artikel über Hauptmann.
- 83 2. Dez. 1909, GW/WD V S. 35 f., *Das Mimenreich*.
- 84 *Das neue Drama* (DND), S. 146 f., auch aufgenommen in die Sundermann-Polemik, davon mehr in Teil II.
- 85 Ihr Tenor war weitgehend sozialdemokratisch. Julius Hart zum Beispiel begrüßte 1892 hier die Schriften von Bebel.
- 86 GW IV S. 165, 166, 168, 169, 174.
- 87 Schlenther, S. 67, und Malkin, S. 229.
- 88 Aus dem Vorwort «An unsere Leser» von Otto Neumann-Hofer, Berlin, 1. Januar 1891.
- 89 *Magazin für Litteratur* Heft 9/1891, S. 140 ff.
- 90 Teil III Heft 3/1892, Teil IV Heft 14, Teil V,1 Heft 29, Teil V,2 Heft 30, Teil VI,1 Heft 42, Teil VI,2 Heft 47 vom 19. November 1892.
- 91 Ankündigung S. 143, Zitat in Nr. 30, S. 471.
- 92 GS/WD II S. 141 über Lassalle.
- 93 5. Juli 1891, DND S. 295–309.

- 94 GW III S. 5–23.
- 95 *Magazin für Litteratur* Nr. 40 vom 3. Oktober 1891.
- 96 GW IV S. 211 f.
- 97 GW IV S. 350.
- 98 Literaturwissenschaft gab es noch nicht.
- 99 *Magazin* Nr. 34 vom 20. August 1892, S. 537–40, Zitat S. 537.
- 100 *Magazin* Nr. 48 vom 26. Nov. 1892, S. 779–82.
- 101 *Magazin* Nr. 8 vom 25. Feb. 1893, S. 124.
- 102 *Magazin* Nr. 50 vom 10. Dezember 1892, S. 807.
- 103 *Magazin* Nr. 12 vom 25. März 1893, S. 186. Er nahm 1917 eine veränderte Fassung des Gedichts unter dem Titel «Unbekannte» in seinen Lyrikband *Die Harfe* auf (S. 18).
- 104 *Meerschweinchen* S. 157.
- 105 «Bei alledem bin ich sicher, dass der Einfluss von Gouvernanten förderlich auf die Keuschheit gewirkt hat – sie erlag bei mir erst im zweiundzwanzigsten Jahr.» So bei Chapiro, also 1889.
- 106 Kerr wies nicht nur die Beziehungen zwischen Goethes *Wilhelm Meister* und Brentanos *Godwi* nach, auch andere literarische und biographische Quellen des Romans wurden aufgeschlüsselt. Über Schlegel: «In der Lucinde zeigen die Erörterungen über geschlechtliche Freiheit zum ersten Mal dieselbe paradoxe Prägung, die nachher im *Godwi* erscheint. ... Der ganzen Sphäre nach muss die Lucinde, welche die körperliche Liebe zum Mittelpunkt hat, dem *Godwi* nahe verwandt sein. In ihr kehrt die ins Religiöse schimmernde Verehrung des Geschlechtstriebes wieder, die auch bei Tieck festgestellt wurde. Im *Godwi* wird die Sinnlichkeit als unumgängliche Bedingung für die Religiosität hingestellt; die wahre Andacht ist, wenn man nicht mehr als Mensch, sondern als Mann oder Weib betet.» Laurence Sterne spielte bereits zu diesem Zeitpunkt eine große Rolle für Kerr und sollte dies bis an sein Lebensende tun.
- 107 *Godwi* Buchausgabe S. VI, daraus auch das folgende Zitat.
- 108 Aus der Vorrede zur Buchausgabe von 1898 S. V.
- 109 Rudolf Haym (1812–1901) wurde 1860 gegen den Willen der Mehrheit der Fakultät in Halle zum außerordentlichen Professor «für Geschichte der Literatur, insbesondere der deutschen» berufen.



110 Aus dem Promotionsvorgang ist ersichtlich, dass Kerr in Halle zwar promoviert, aber dort nicht studiert hat. So sind die Abgangszeugnisse der Universitäten Breslau und Berlin in dem Halleschen Promotionsvorgang enthalten und dort auch erhalten geblieben.

111 Die vier Thesen lauteten: «I. Auf die Entstehung der romantischen Ironie ist Jean Paul von wesentlichem Einfluss gewesen. II. Hans Sachsens Fastnachtspiel «Der farent schueler ins paradeis» ist die lebensvollere Gestaltung einer Vorlage aus Pauli's «Schimpf und Ernst» [...]. III. Die Entstehung des goetheschen Liedes «An den Mond» ist in die Nähe des 19. Januar 1778 zu setzen. IV. Rob. Schumann steht in seinen Schriften über Musik unter dem Einfluss Jean Pauls und der jüngeren Romantik.»

112 Brief vom 17. Januar 1794, Deutsches Literaturarchiv Marbach.

113 In der Halle-Fassung gibt es noch eine Seite Thesen und eine Seite Vita (lateinisch). In dieser Vita berichtet Kerr von zwei Semestern an der Universität Breslau bei den Professoren B. Erdmann, O. Erdmann, Gaspary, Koelbing und Weinhold und in den Berliner Jahren bei Bellermann, Wilhelm Dilthey, Ebbinghaus, Julius Hoffory, Roediger, Scheffer-Boichorst, Erich Schmidt, Schröder, Tobler, Weinhold und Zeller.

114 Bd. 43, Berlin 1899, S. 305 – 319, die folgenden Zitate von S. 306, 315, 317.

115 Rezension von Hermann Anders Krügers in *Die Gesellschaft*: ««Godwi», das hypergeniale, durch und durch indisziplinierte, aber höchst interessante Jugendwerk Clemens Brentanos, ist bisher von der litterarhistorischen Forschung sehr stiefmütterlich behandelt worden, und zwar mit Unrecht; denn für die ältere Romantik wird es kaum ein charakteristischeres Buch geben als eben «Godwi». Alle guten wie schlechten Seiten dieser eigenartigen Richtung, die reiche Gemütestiefe wie die schwächliche Sentimentalität, die köstlichste Satire und die quälendste Selbstironie, das feine Naturempfinden wie die selbstvergessene Schwärmerei, die heitere Lebensfreude wie die brutalste Sinnlichkeit, die zarteste Stimmungsmalerei wie ihre Ausartung, der Mangel an wirklicher Handlung, die Vorliebe für das wahrhaft Volksliedsmäßige wie die form- und gedankenlose Tändellyrik, alles kommt im

«Godwi» am vollständigsten und wohl auch am stärksten zur Geltung. Alfred Kerr ist auch in seiner gründlichen und überaus lebendigen Darstellung allen diesen Einzelzügen des Brentanoschen Romans sehr wohl gerecht geworden, obwohl meiner Meinung nach die Disposition straffer hätte sein müssen, um der ganzen Untersuchung ein einheitliches Gepräge zu geben. Immerhin liest sich das Büchlein mit seinen anschaulichen Schilderungen, seinem frischen, persönlichen Stil recht gut, auch wenn einmal ein vereinzelt Wort mitunterläuft, das unklar wirkt durch seine Form, weil es in seiner Vorstellung allzuklar sein sollte.»

Fünzig Jahre später, als Gerhard F. Hering eine Auswahl aus Kerrs Kritiken vorbereitete, meinte er, diese Dissertation gehöre «unter die durch und durch genialen Erstlingswerke unseres Schrifttums».

116 In seiner Einleitung auf S. IX.

117 GW VII,1 S. 25.

118 *Magazin* Nr. 40 vom 7. Oktober 1893, S. 646.

119 *Magazin* Nr. 45 vom 11. November 1893, S. 723 f., zit. wird aus Heines Gedicht «Gedächtnisfeier» (*Romanzero* 1851).

120 *Magazin* Nr. 46 vom 18. November 1893, S. 741.

121 *Magazin* Nr. 47 vom 25. November 1893, S. 758.

122 *Der Tag* 27. 9. 1903; GW VII,1 S. 163.

123 *Magazin* Nr. 7 vom 17. Februar 1894, S. 215.

124 *Magazin* Nr. 14 vom 7. April 1894, S. 443 f., über *Niobe* von H. und E. Paulton, freie Bearbeitung von Otto Blumenthal, *Der Niegnitzer Bote* von Hugo Lubliner und *Tristi Amori* von G. Giacosa.

125 *Magazin* Nr. 8 vom 24. Februar 1894, S. 247 f.: *Timon von Athen* von Bulhaupt, Berliner Theater 15. Februar, und *A Basso Porto* von Goffredo Cognetti, Neues Theater 14. Februar. In Nr. 9, 3. März, S. 281 f., Litterarische Chronik, *Der Maskenball* von Bisson und Caré Residenz-Theater 20. Februar, Deutschland habe die Gattung «Schwank» nicht; er wurde anscheinend in die weniger bekannten Stücke geschickt. Nr. 11, 17. März, S. 346 *Marguerite Bernard* von Frederic Carmon, Neues Theater 10. März. Otto Brahm hatte eine kleine Rez. eines anderen Stückes auf der gleichen Seite.

126 GW IV S. 36–43.

- 127 *Magazin für Litteratur* Nr. 24 vom 16. Juni 1894, S. 759–61.
- 128 «Noch etwas vom alten Fontane», *Königsberger* 25. 9. 1898.
- 129 Karte AKA, 2. Juli 1894.
- 130 Er hatte laut Lexika außer Ernst Hutten ein weiteres Pseudonym: Alfred Klappe. Dieses Pseudonym wird erstmals im Kürschner von 1894 erwähnt, in den Kürschners für die Jahre 1890–93 steht es noch nicht. In Pseudonymenlexika ist es aufgeführt, aber bis 2014 ist es der Verfasserin dieses Buches nicht gelungen, einen Beleg dafür zu finden. 1899 veröffentlichte der fast 32-Jährige die fünfseitige Skizze «Ernst Huttens Werbung» in der *Romanwelt* unter dem Namen Alfred Kerr, GW V/VI S. 280 ff.
- 131 «Flucht», *Romanwelt* Jg. I/2.
- 132 In einem Rückblick auf 1894 in einem 1896 entstandenen Aufsatz über Arthur Schnitzler.
- 133 Josef Lehmann hatte 1832 das *Magazin* gegründet, die Söhne führten jetzt den Verlag Lehmann, in dem das *Magazin* erschien.
- 134 Das Pseudonym Ernst Hutten für die *Romanwelt* ist bekannt, dass er für das *Magazin für Litteratur* unter anderen Namen geschrieben hat, bisher nicht nachweisbar. In den Jahrgängen 1891 bis 1895 des *Magazins für Litteratur* waren keine Beiträge unten den Pseudonymen Ernst Hutten oder Alfred Klappe zu finden. Aus einem Telegramm vom 8. Oktober 1894 an den Verlag geht hervor, dass Kerr wünschte, den Namen Kerr durch das Pseudonym Ernst Hutten zu ersetzen.
- 135 Deutsches Literaturarchiv Marbach. Er erhielt 250 Mark im Monat, damals betrug der Lohn eines Maurers bei einer 70-Stunden-Woche mit 55 Pf. die Stunde 154 Mark im Monat.
- 136 Im Frühjahr 1895 erscheint von Ernst Hutten sogar in der *Gartenlaube* ein historischer Bericht von dem Konflikt Ludwigs XI. mit dem Kardinal Jean de la Balue, den der König zwölf Jahre in einem Käfig gefangen hielt.
- 137 Kerrs Schwester Annchen hat am 22. Dezember 1889 den am 14. Januar 1855 geborenen Arzt Sanitätsrat Siegfried Ollendorf geheiratet. In Breslau war der Name Ollendorf bekannt durch die jüdische Frauenführerin Paula Ollendorf (1860–1938), Stadtverordnete und Vor-

standsmitglied des Weltverbands für liberales Judentum. (Laut *Family Tree* gestorben 1938 in Jerusalem; Nachruf von Rabbi Vogelstein erste Seite *Jewish Community Paper*.) Es ist nicht zu ermitteln, ob Kerrs Schwager aus dieser Familie stammte. Aber Jude war er auf jeden Fall. Das Paar wohnte in Wüstegiersdorf. Sie gaben ihren Kindern die typisch akkulturierten Namen Käthe (geb. 4. Dez. 1890), Alice (7. Febr. 1892), Charlotte (11. April 1900) und Wolfgang (27. Mai 1904). Als Annchen 1905 in einer Breslauer Klinik lag, kümmerte sich Mutter Helene um die Kinder in Wüstegiersdorf.

138 *Neue Rundschau* Jg. 1896, S. 287 f., GW IV S. 45. Er erwähnt die *Anatol*-Lektüre im *Magazin*, Heft 48 vom 1. Dez. 1894, S. 1518. Die erste Begegnung zwischen Kerr und Schnitzler fand laut Schnitzlers Tagebuch am 27. Juni 1894 statt.

139 GW I,2 S. 74.

140 GW III S. 263 f. (und Lebenslauf in GW V/VI) über die Duse.

141 GW I,2 S. 52.

142 GS/WD II S. 23, Berliner Brief vom 24. 12. 1899: Florenz, Fiesole, Vallombrosa.

143 GW I,2 S. 74. Im Berliner Brief, WB S. 22–27, Beschreibung einer Fahrt im Herbst zuvor mit Hans Hermann aus Berlin, den er eines Abends in Venedig getroffen hatte, auf die Insel Torcello.

144 *Magazin* Nr. 42 vom 20. Oktober, S. 1332 f.

145 *Magazin* Nr. 43 vom 27. Oktober, S. 1368.

146 *Magazin* Nr. 46 vom 10. November 1894, S. 1448 f.

147 *Magazin* Nr. 51 vom 22. Dezember 1894, S. 1627.

148 GW IV S. 280, *Ernst Huttens Werbung*.

149 GW V/VI S. 280–291.

150 Die letzte Rezension Kerrs am 14. 12. 1895 galt der Aufführung von Heinrich Kruses Schauspiel *Marino Falieri* im Königlichen Schauspielhaus Berlin.